

*MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80157-16*

MICROFILMED 1992

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR: LAMER, HANS

TITLE: ROMISCHE KULTUR
IM BILDE

PLACE: LEIPZIG

DATE: 1922

Master Negative #

91-80157-16

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

876 Lamer, Hans, 1873-1939.
L182 Römische kultur im bilde, von dr. H. Lamer
... 4. durchgesehene aufl. ... Leipzig, Quelle,
1922.
64 p. 96 plates. 19 cm. (Wissenschaft und
bildung ... 81)

Plates printed on both sides.

"Quellen für die abbildungen": p. [63]64.

174158

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 7-29-91 INITIALS M.D.C.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

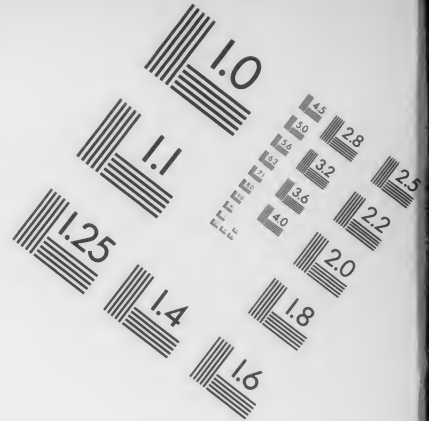
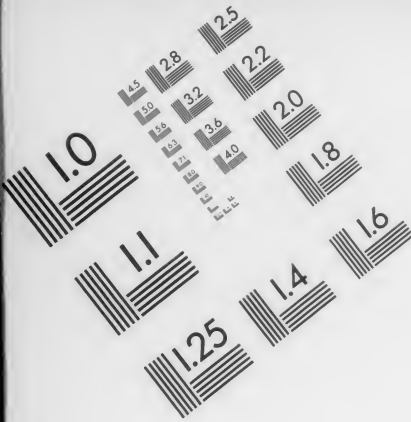


AIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

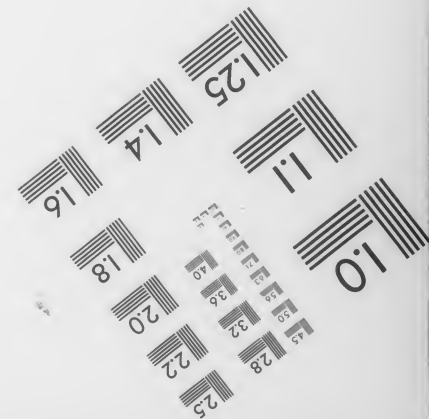
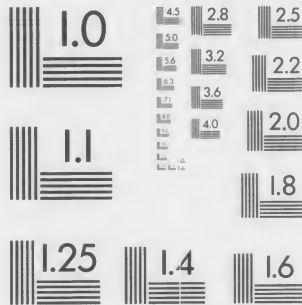
301/587-8202



Centimeter



Inches



MANUFACTURED TO AIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

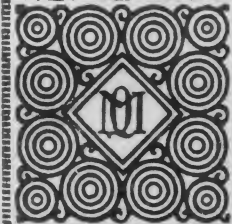
Römische Kultur
im Bilde

von

H. Lamer

4. Auflage

Wissenschaft



und Bildung

2817 - 018

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band
1.40

Religion

Einführung in die allgemeine Religionsgeschichte Von Erzbischof Prof. Dr. A. Söderblom
Volksleben Dr. H. Löbe
Sabbat und Dr. G. Meiß
Einführung Professor Dr.
Die Poesie beirat Prof.
Geschichte von Prof. Dr.
David und B. Baentje
Die israelitische W. Caspar
Rom Giese
Professor Dr.
Rom Juden
Dr. A. Han
Christus W.
Paulus W.
Soziale Frey
Dr. G. Lohr
Kirchengeschichte Prof. D. W.
Die ostliche
Missions Frey
Hauptfrage
Dr. A. Hun
Grundfragen
Von Frey
Das apostolische
Professor D.
Die ewige
Von Frey
Das christliche
Kampf der
Frey
Religions
Freitag und
Freitag

876 4182

Columbia University
in the City of New York

LIBRARY



The
Nathaniel Currier Fund
for the
increase of the Library
Established 1908

Philosophie / Pädagogik

Einführung in die Philosophie Von Privatdozent Dr. A. Brandt
Geschichte der Philosophie Von Oberschulrat Prof. Dr. A. Meiser. 5 Bände. 6.-7. Auflage
Immanuel Kant Von Prof. Dr. E. v. Heer. 2. Auflage
Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz u. Ausgleich Von Prof. Dr. G. Wenzig. 2. Auflage
Grundlagen der Naturphilosophie Von Prof. Dr. Th. Ziehen
Einführung in die Psychologie Von Prof. Dr. H. Dreyfus. 4. Auflage

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Professor Dr. G. Wagnold. 2. Auflage
Wahne und Seele Von Prof. Dr. G. Borstmann
Das Kind von Prof.
tuis von Prof.
Dr. Th. Effen-
Witungspro-
grammen von
dt
deute in Ver-
zukunft von
ist auf physio-
log. W. Peters
ratur
e Muttersprache.
4. Aufl.
terlin. 2. Aufl.
Dr. Friedrich
Friedrich von
igen von Prof.
. R. M. Werner.
i Professor Dr.
age
Prof. Dr. R. Alt-
st von Professor
Anlage
r G. Noetcken-
tung zum Ver-
st. von Geb.
. M. Frey. 2. Aufl.

der Gegenwart
Von Professor Dr. G. Neumann. 3. Auflage
Das System der Aesthetik Von Professor Dr. G. Neumann. 3. Auflage
Das Theater Von Professor Dr. A. Korinski
Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören Von Professor Dr. W. Schering. 3. Auflage
Grundriss der Musikwissenschaft Von Prof. Dr. G. Neumann. 3. Auflage
Das Klavier und Klavierspiel Von Prof. Dr. G. Schmidt
Mozart Von Prof. Dr. G. Frey. v. d. Pfordten. 2. Auflage
Bethoven Von Professor Dr. G. Frey v. d. Pfordten. 3. Auflage

Jeder Band
1.40

2. Aufl.
Schwaben und das deutsche Volksleben
Dr. G. Frey. v. d. Pfordten. 2. Auflage
Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Robert Schumann Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Robert Franz Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Christliche Kunst Von Superintendent. R. Bürner
Städtebaukunst Von Stadtbaurat E. G. H. v. d. Pfordten
Kleinwohnung Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. 2. Auflage
Die moderne Malerei Von Geheimrat Prof. Dr. W. Waegold. 2. Auflage

Geschichte

Zeit und Urgeschichte des Menschen Von Prof. Dr. F. Vögel. 3. Auflage
Die Indogermanen Von Professor Dr. O. Schrader. 3. Auflage
Altorientalische Kultur imilde Von Dr. F. Hünner und Oberleutnant Dr. G. Lamer
Die babylonische Geisteskultur Von Professor Dr. G. Wiedler. 2. Auflage
Die Kultur des alten Ägypten Von Prof. Dr. Frey. W. v. Bissing. 2. Auflage
Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. W. v. Bissing
Griechische Kultur imilde Ein Bilderatlas von Oberleutnant Dr. G. Lamer. 2. Auflage
Das Griechentum und seine Weltmission Von Prof. Dr. Frey. v. Bissing
Staatsgedanke und Staatslehre der Griechen Von Prof. Dr. W. v. Bissing
Römische Kultur imilde Ein Bilderatlas von Oberleutnant Dr. G. Lamer. 3. Auflage
Zur Kulturgeschichte Roms Von Geheimrat Prof. Dr. Th. Ziehen. 3. Auflage
Das alte Rom Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Aufl.
Kaiser von Augustus Von Prof. Dr. G. Diehl
Das Kaiserreich Von Prof. Dr. G. Diehl
Kaiser Justinian Aus seinem Leben und aus seiner Zeit Von Prof. Dr. Eduard Grunze
Die germanischen Völkerwanderungen Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Die deutsche Revolution (1848) Von Geheimrat Prof. Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Schlesien und Admirale Von Viceadmiral G. Diehl
Die Kultur der Araber Von Professor Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Die Polarvölker Von Dr. G. Diehl

Volkskunde

Grundzüge der deutschen Altertumskunde Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Auflage
Deutsche Altertümer Von Prof. Dr. G. Diehl
Das deutsche Haus Von Prof. Dr. G. Diehl
Die deutschen Stämme und ihr Anteil am Leben der Nation. Von Dr. Th. Ziehen

unde von

an der Universität
Schwaben und das deutsche Volksleben
Dr. G. Frey. v. d. Pfordten. 2. Auflage
Carl Maria von Weber Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Robert Schumann Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Robert Franz Von Prof. Dr. G. Frey v. d. Pfordten
Christliche Kunst Von Superintendent. R. Bürner
Städtebaukunst Von Stadtbaurat E. G. H. v. d. Pfordten
Kleinwohnung Von Prof. Dr. Fr. Schumacher. 2. Auflage
Die moderne Malerei Von Geheimrat Prof. Dr. W. Waegold. 2. Auflage

Bürgerkunde und Volkswirtschaftslehre

Staatsbürgerkunde Von Geheimrat Prof. Dr. E. Bernheim. 2. Auflage
Staat und Gesellschaft Von Professor Dr. A. Bierland. 2. Auflage
Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-Somlo. 5. Auflage
Einführung in die Rechtswissenschaft Von Prof. Dr. G. Rabruch. 4. Auflage
Unsere Gerichte und ihre Reform Von Prof. Dr. W. Krich
Die deutsche Reichsverfassung Von Geheimrat Prof. Dr. E. Bernheim
Grundlinien des deutschen Staatswesens Von Geheimrat Prof. Dr. A. Schmidt
Das Wirtschaftsleben Deutschlands und seine geographischen Grundlagen Von Professor Dr. A. G. Haller
Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre Von Professor Dr. E. Bernheim. 7. Auflage
Einführung in die Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. Vogelsang. 4. Auflage
Grundprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre Von Prof. Dr. W. Heller
Entwicklung der sozialen und wirtschaftspolitischen Anschauungen in Deutschland Von Prof. Dr. E. Bernheim
Hauptprobleme der Sozialisierung Von Professor Dr. A. Amann
Die Großstadt und ihre sozialen Probleme Von Professor Dr. A. Weber. 2. Auflage
Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage Von E. Bernheim
Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen Von Hel. Lange. 2. Auflage
Abriß der deutschen Sozialpolitik Von Prof. Dr. E. Bernheim
Kürsorgeweise Von Prof. Dr. C. Krumler
Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge Von Prof. Dr. A. Uffebauer
Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern Von Prof. Dr. Max Schmidt

Zoologie und Botanik

Aufleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Prof. Dr. A. Dabli
Wicht und Leben im Tierreich Von Prof. Dr. W. Stempel
Der Tierkörper Von Privatdozent Dr. E. Bernheim
Die Säugetiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. E. Bernheim
Aufleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Prof. Dr. E. Bernheim. 2. Auflage
Wasservogelleben Von Prof. Dr. A. Dabli
Kryptogamen Von Prof. Dr. M. W. W. W.
Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Prof. Dr. G. Diehl. 2. Aufl.

Das Scharozerkertum im Tierreich Von Hof-
rat Prof. Dr. A. v. Graff *

Tier- und Pflanzenleben des Meeres Von
Prof. Dr. A. Warhanlohn *

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt.
Von Prof. Dr. F. Rosen. 2. Auflage *

Befruchtung und Zerberung im Pflanzen-
reiche Von Prof. Dr. Giejenhagen *

Pflanzengeographie Von Professor Dr.
H. Graebner *

Blauerogamen (Blütenpflanzen) Von Prof. Dr.
E. Gilg und Dr. R. Muschler *

Zimmer- und Balkonpflanzen Von Garten-
inspektor Paul Dannerberg. 3. Auflage *

Außer Garten Von Garteninspektor Fritz Sabn
Von der Pflanze zum Flug Eine Geschichte
des Gartenbaues. Von Prof. Dr. Ed. Hahn.
2. Auflage *

Einführung in die Begriffe der Landwirt-
schaft Von Prof. Dr. Paul Golbkeleis *

Anthropologie / Hygiene

Grundzüge der Physiologie Von Prof. Dr.
Fr. W. Fröblich *

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur.
Von Prof. Dr. F. W. Ahrens *

Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh.
Medizinrat Dr. R. Baasch. 2. Auflage *

Arznei- und Genußmittel, ihre Segnungen
und Gefahren. Von Prof. Dr. F. Müller *

Der menschliche Organismus und seine Ge-
sunderhaltung. Von Oberstabsarzt Dr. Menzger
Leib und Seele Von Prof. Dr. H. Boruttau *

Das Nervensystem und die Schicksale des
täglichen Lebens. Von Prof. Dr. P. Schuster.
2. Auflage *

Stoffwechsel und Diät von Gesunden und
Kranken Von Geh. Medizinrat Professor Dr.
C. H. Ewald *

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung
Von Prof. Dr. W. Rosenthal *

Die körperliche Erziehung des wachsenden
Menschen Von Privatdozent Dr. G. Hofmann *

Die Hygiene des menschlichen Geschlechts-
lebens Von Geheimrat Prof. Dr. C. Posner.
4. Auflage *

Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr.
W. Traubmann. 2. bis 4. Auflage *

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien.
Von Geheimrat Prof. Dr. H. Lillmanns *

Erdkunde / Geologie

Astronomie

Meteorologie

Das Studium der Erdkunde Geographische
Beobachtungen Von Geh.-Rat Professor Dr.
H. Lehmann *

Einführung in die erdunkliche Wissenschaft
Von Geheimrat Prof. Dr. H. Lehmann *

Erdunkliches Wanderbuch I Die Landschaft
Erdunkliches Wanderbuch II Beobachtungen
über Tier u. Mensch Von Prof. Dr. E. Passarge *

Grundfragen der allgemeinen Geologie Von
Prof. Dr. B. Wagner 2. Auflage *

Mittleuropa Von Prof. Dr. Braun *

Die Bodenschätze Deutschlands Von Prof.
Dr. L. Milch *

Die Alpen Von Prof. Dr. F. Machatschke.
2. Auflage *

Einführung in die allgemeine Mineralogie,
Kristallographie, Krystallophysik, Mineral-
chemie Von Prof. Dr. F. von Wolf *

Das Wetter und seine Bedeutung für das
praktische Leben. Von Prof. Dr. C. Kässner
2. Auflage *

Das Reich der Wolken und der Niederschläge
Von Prof. Dr. C. Kässner *

Himmelkunde Von Prof. Dr. A. Marcuse.
2. Auflage *

Physik / Technik

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle
Von Prof. Dr. B. Evershcim. 3. Auflage *

Hörbare, sichtbare Elektrische und Nützlich-
strahlen Von Geheimrat Prof. Dr. Fr. Reesen *

Elektrotechnik Von Prof. Dr. Hermbach *

Starkstromtechnik Von Prof. Dr. P. Eversh-
heim *

Telegraphie und Telephonie Von Telegraphen-
direktor und Dozent F. Hamacher. 2. Auflage *

Das Licht im Dienste der Menschheit Von
Dr. G. Leimbach *

Kohle und Eisen Von Prof. Dr. A. Binz.
2. Auflage *

Das Holz Von Forstmeister H. Kottmeier und
Dr. F. Uhlmann *

Die Gärungsgewerbe und ihre naturwissen-
schaftliche Grundlage. Von Prof. Dr. W. Henne-
berg und Dr. G. Wode *

Milch- und Molkereiprodukte, ihre Eigen-
schaften, Zulammensetzung und Gewinnung. Von
Dr. Paul Sommerfeld *

Wohstoffe der Textilindustrie Von Geheimrat
Dipl.-Ing. H. Glaser. 2. Auflage *

Spinnen und Zwirnen Von Geheimrat Dipl.-
Ing. H. Glaser *

Die Textilindustrie Herstellung textiler Fäden-
gebilde. Von Geheimrat Dipl.-Ing. H. Glaser *

Unsere Kleidung und Wäsche Von Dir. Hor
B. Vrie. Prof. A. Schultze, Dr. R. Weinberg
Von Willingerhiff zum Handelstandsbuch
Von Prof. Dr. Sammelber *

Die Technik im Landkrieg Von Generalleutnant
W. Schwartz *

Kataloge unentgeltlich und postfrei!

Der angegebene Preis ist der Grundpreis, der mit der je-
weiligen Schlüsselzahl des Börsenvereins zu multiplizieren ist

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

81

Römische Kultur im Bilde

Von

Dr. H. Lamer

Oberstudienrat, Konrektor

Mit 159 Abbildungen auf 96 Tafeln
Vierte durchgesehene Auflage
28.—38. Tausend



1922

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

4-14075
4-11-12

Alle Rechte vorbehalten

Druck von
Stamfenstein & Wagner
in Leipzig

276
L 132

FRANZOSISCHES MUSEUM

CA 904/11924
11/24

Vorwort.

Die Zeiten, in denen griechisch-römische Kultur als höchstes Ideal und als einziges oder doch vornehmstes Bildungsmittel galt, sind vorüber; die Gegenwart hat es gelernt, auf eignen Füßen zu stehen. Wenn wir aber auch von antikem Wesen nicht mehr direkt abhängig sind, so werden wir uns doch hüten müssen, die Beschäftigung mit dem Altertume überhaupt als antiquiert und unnütz zu erklären. Antike Kunst bietet so viel Herrliches und Großes, antike Technik so viel erstaunlich Durchdachtes, artistisches Privatleben so viel liebenswürdig Anheimelndes, daß wir der alten Kultur nie den Rücken wenden dürfen. Wir haben aufgehört, direkt praktisch von den Griechen und Römern zu lernen — wenigstens bis zu einem gewissen Grade; wir werden nie aufhören können, sie zu bewundern und, wenn wir sie näher kennen lernen, sie zu lieben.

Aber die Beschäftigung mit dem Altertum soll uns noch weit mehr sein als eine Ergötzlichkeit unserer Mußestunden, in denen man sich liebevoll in vergangene Zeiten versenkt. Vielmehr ist sie uns eine Notwendigkeit. Wenn es wahr ist, daß man etwas nur dann voll versteht, wenn man seine Entwicklung kennt, daß das Ent stehen sehen uns erst das Verstehen ermöglicht: dann brauchen wir eine Biologie der Kultur und damit Kenntnis jener alten Zeiten, denen nicht nur unser deutsches Volk, sondern ganz Europa und die ganze europäisch zivilisierte Welt die wesentlichen Grundlagen ihrer, der modernen Kultur, verdankt. —

Bei der Auswahl der Bilder sind hier sowie in den Bändchen „Altorientalische Kultur im Bilde“ und „Griechische Kultur im Bilde“, die mit dem vorliegenden eine Einheit bilden, wesentlich solche Monumente bevorzugt worden, die man nicht schon in den gebräuchlicheren Handbüchern findet. J. B. mußten Abbildungen pompeianischer Funde hier einen breiten Raum einnehmen; es wurden dabei aber nach Möglichkeit solche vermieden, die Maus treffliches Buch über Pompeii bringt. Aus demselben Grunde findet man ein Kunstwerk aus dem Fine Arts Museum in Boston u. a. So ist das Büchlein auch solchen nicht unwillkommen, die schon ähnliche Handbücher besitzen. Besonders war zu erwägen, inwieweit in Deutschland vorhandene Römerreste Aufnahme verdienten; aber eben weil sie uns näher liegen, dürften

sie eher bekannt sein, und es lag dem Verfasser daran, auf engem Raume zu zeigen, wie sich die gewaltige römische Kultur gleicherweise auf Deutschland, Frankreich, Nordafrika und bis weit nach Asien hinein erstreckt hat.

Der Text sollte möglichst jede Seite der antiken Kultur besprechen, mußte aber andernteils ganz knapp gehalten sein. Vollständigkeit wurde wenigstens insofern erstrebt, als dem Beschauer der Bilder nichts Wesentliches unklar bleiben sollte.

Für Kenner antiker Kulturgeschichte: an der in dem Buche vielfach betonten, durch die Völkerwanderung bedingten „Kulturcaesur“ halte ich trotz neuerer Zweifel im allgemeinen durchaus fest. Siehe z. B. S. 30 über Lazarette.

Der Krieg hat die Reisen unmöglich gemacht, die mich früher alljährlich in die Länder altrömischer Kultur führten und mir neues Material brachten; die herrschende Teuerung würde außerdem die Anfertigung vieler neuer Klischees verbieten. So unterscheidet sich die vierte Auflage weniger von den vorigen als die dritte von der ersten. Aber zu wesentlichen Neuerungen war ja auch kein Anlaß; in Einzelheiten habe ich, wo ich konnte, gebessert. Leipzig, September 1921.

Hans Lamer.

Inhalt.

	Text Seite	Abb. Nummer
I. Religion und Kultus	6—16	1—28
Tempel, Priester, Opfer; Jupitersäulen	6—12	1—16
Theater, Amphitheater, Circus	12—16	17—28
II. Öffentliche Bauten u. öffentliches Leben	16—32	29—52
Bogen, Ehrensäulen	18—20	29—33
Märkte, Markthallen	20—21	34—35
Stadtanlagen, Straßen, Brücken, Tunnel, Reiseverkehr	21—25	36—39
Wasserleitungen, Bäder, Zentralheizung	25—29	40—44
Militärwesen: Geschütze, Soldaten, Stadt- mauern	29—32	45—52
III. Privatarchitektur	32—36	53—59
IV. Kunst und Kunstgewerbe	36—51	60—118
Plastik und Malerei; Mosaik, Stuckatur	36—42	60—76
Geräte und Möbel, Sänfte, Wagen	42—49	77—108
Schmuck, Toilette, Frisur	49—51	108—118
V. Privatleben; Erziehung, Schrift u. Buchwesen	52—56	119—130
VI. Handel und Gewerbe. Medizin; Technik	56—60	131—151
VII. Bestattung und Grab	60—62	152—159
Quellenverzeichnis	63—64	

Einleitung.

Die römische Kultur des Altertums bestand aus zwei sehr verschiedenen Elementen, der einheimischen italisch-römischen und der importierten griechischen Kultur. In ähnlicher Weise bot St. Petersburg eine Mischung des echt russischen und eines (in manchen Kreisen beinahe ebenso echten) französischen Wesens. Das Verhältnis, in dem sich in Rom einheimische Kultur mit griechischer mischte, war nicht immer das gleiche. Lange Zeit waren die Römer ein ziemlich ungebildetes Bauern- und Soldatenvolk. Am 200 v. Chr. begann die griechische Bildung sie nachhaltiger zu beeinflussen; schließlich ward dieser Einfluß so groß, daß man das Rom der Kaiserzeit mit einigem Rechte direkt als eine griechische Stadt bezeichnet hat. Aber nicht nur verschiedene Epochen der Durchbildung mit griechischem Geiste müssen wir scheiden; auch innerhalb desselben Zeitraums ist dessen Einfluß auf die verschiedenen Kreise der Bevölkerung nicht gleich. Wir sehen heute, daß unsere Gebildeten viel mehr als die niederen Kreise vom Auslande abhängig sind, indem sie dessen Kulturerrungenschaften oder seine Modetorheiten eher annehmen. Solch ein enger Anschluß an das Ausland erklärt sich bei Gebildeten und Besitzenden schon daraus, daß sie fremde Sprachen mehr beherrschen, das Ausland mehr bereisen und also zu fremden Kulturen ein näheres Verhältnis haben. Genau so im Altertum.

Danach müßte, wer römische Kultur schildert, dies in verschiedenen Querschnitten tun: er müßte rein römische und römisch-griechische Kultur, die der älteren und der ausgehenden Republik, der früheren und der späteren Kaiserzeit, ferner die Bildung der oberen und der niederen Kreise beschreiben. Dies ist jedoch hier nicht beabsichtigt. Wir verzichten auf diese Einzelunterschiede und geben ein Bild römischer Kultur im großen und ganzen. Doch muß sich der Leser immer gegenwärtig halten, daß vieles hier Abgebildete zwar einst in der römischen Welt zu sehen war, jedoch nicht Erzeugnis des römischen, sondern des griechischen Geistes ist.

I. Religion und Kultus (1–28).

Die römische Religion war in beständigem Flusse. Man darf nicht einfach sagen, die Römer hätten dieselben Götter angebetet wie die Griechen, nur unter andern Namen. Diese Ansicht ist zwar richtig, aber sie ist zu allgemein.

Vielmehr finden wir in Rom zuerst eine eigentlich römische Religion mit Verehrung der später *di indigetes*, die „altenheimischen“, genannten Gottheiten, die besonders in allen möglichen Verrichtungen und Vorkommnissen des täglichen Lebens walten; es spiegeln sich in der alt römischen Religion „die Interessen einer in Ackerbau und Viehzucht, in harter Arbeit und endlosen Kämpfen lebenden Gemeinde“ (Wissowa). Soweit diese Götter überhaupt Tempel besaßen, waren dies wahrscheinlich, wie auch das Wohnhaus der Menschen in alter Zeit, Rundbauten. Der erhaltene Rundtempel am Tiberufer in Rom und der Tempel in Tivoli (Tibur) haben jene Form bewahrt. — Die altrömische Religion unterliegt später starken etruskischen Einflüssen. Auf diese mag es zurückgehen, daß man statt der Rundtempel solche mit rechteckigem Grundriß erbaute. Auch die Eingeweideschau, d. h. die Prophezeiung der Zukunft aus der Beschaffenheit der Eingeweide von Opfertieren, im Orient uralt und mit höchstem Raffinement entwickelt, ist den Römern von den Etruskern übermittelt worden. — Mit dem Vordringen in Italien lernten die Römer die Religionen anderer italischer Völker und der in Italien ansässigen Griechen kennen und nahmen deren Gottheiten als *di novensides*, „neue Götter“, bei sich auf. Wichtiger aber als das Eindringen einiger neuer griechischer Gottheiten ist es, daß etwa von 200 v. Chr. ab die Römer, die sich ja auch sonst der höheren Kultur der Griechen völlig unterwarfen, auch ihren Kultus ganz und gar hellenisierten; dabei ist es kulturgeschichtlich höchst bemerkenswert und eines der deutlichsten Zeugnisse für die Überlegenheit hellenischen Geisteslebens, daß diese Reformation, die unendlich viel tiefer griff als die lutherische, ohne jeden Kampf vor sich ging. — Noch später bewies dann der Orient seine unbesiegbare Macht auch für Rom, und auch seine Religionen drangen in Latium ein. Schon 204 v. Chr. nahm man offiziell aus dem kleinasiatischen Pessinus den Kult der Kybele oder Magna Mater auf. Die fremden Religionen fanden um so eher in Rom Boden, als das Zu-

trauen zu den heimischen Göttern in vielen Kreisen stark geschwunden war. Um die Zeit von Christi Geburt ist in Rom der Gebildete von der Wertlosigkeit der griechisch-römischen Religion so ziemlich überzeugt und schätzt die alten Götterfagen nur noch wegen ihres poetischen Gehaltes.

Kaiser Augustus bemühte sich, den alten Götterglauben, auch den an spezifisch altitalische Götter, neu zu erwecken. Der Einfluß des Orients dauerte jedoch fort; namentlich wurde der Kult der ägyptischen Isis in dem Maße beliebt (S. 54), daß noch jetzt im Namen Isidor eine letzte Erinnerung daran lebt, während sonst alle anderen ägyptischen Götter klanglos verschwunden sind. Aber auch dieses Gemisches von Göttern wird man müde, und der von einsichtigen Philosophen schon 800 Jahre früher gepredigte Glaube an Einen Gott, der Monotheismus, gewinnt Boden; man wählt als Reichsgott die Sonne. Daneben kommen vom Orient der Mithrasdienst und das Christentum herüber, beide in heftigem Kampfe; schließlich erringt die Religion Jesu 313 den entscheidenden Sieg; das ausgehende Altertum ist christlich. Diese Tatsache ist allgemein bekannt, aber sie wird vielfach nicht richtig gewertet; man findet oft eine prinzipielle Scheidung zwischen Heidnisch-antiken auf der einen und Christlichem auf der anderen Seite. Aber die christliche Religion ist doch selbst eine antike, eine der vielen, die im Altertum vom Orient nach Rom eindringen! Vom späten römischen Altertum haben wir, auch die Protestanten, diesen Glauben übernommen; und von dem Vielen, das uns das alte Rom hinterlassen hat, ist das Christentum das, was bei uns am intensivsten lebt.

Auf Abb. 1 will man eine Darstellung des heute sehr zerstörten Rundtempels der Vesta (S. 10) auf dem Forum Romanum erkennen.

Die Maison Carrée in Nîmes (2) und der Tempel in Cheveste, Algerien, sind die am besten erhaltenen Tempelbauten des römischen Altertums. Die Maison Carrée, wohl im 2. Jahrh. n. Chr. errichtet, ist mit 50 Säulen geschmückt. Davon stehen 10 frei und bilden am Eingange eine Vorhalle zu dem eigentlichen Tempelraume, der cella, 20 sind in die Außenwände der Cella eingebaut. Die Maße des Tempels betragen: 25,15 m Länge, 12,29 m Breite, 12,29 m Höhe. Der Bau ist also klein; dies gilt gleicherweise von den meisten anderen antiken Tempeln. Denn diese wurden nicht, wie unsere Kirchen, zur Aufnahme der gläubigen Menge errichtet, sondern lediglich als Stätte für das Götterbild, als Gotteshaus im eigentlichen Sinne des Wortes; der Gottesdienst fand vor dem Tempel an dem im freien liegenden Altare statt (Brandopfer!). Demnach macht ein antiker Tempel selten den erhebenden Eindruck der Weiträumigkeit wie unsere großen deutschen Dome oder gar die Peterskirche in Rom. Wir bewundern

an ihm vielmehr das Ebenmaß der Baualieder und den Schmuck der Säulen und Ornamente. In der Maison Carrée läuft über den Kapitälern der Säulen ein Fries von Girlanden. Dieser, die Säulenkapitälern und der Tempel als architektonisches Ganzes sind so schön, daß man einst plante, den ganzen Bau abzubringen, ihn Stein für Stein nach Versailles zu bringen und ihn dort für die in Paris studierenden Künstler als edelstes Vorbild antiker Schönheit wieder aufzurichten. Das ist zum Glück unterblieben; der Tempel dient jetzt als archäologisches Museum der Stadt Nîmes.

Vielfach bringt dieses Büchlein Abbildungen aus nordafrikanischen Ruinenstätten (3), über die gleich zu Anfang eine Erläuterung gegeben sei, da ja Namen wie Dugga, El Djem, Timgad dem der Archäologie ferner Stehenden nicht geläufig sind. Auch die Gelehrten wußten früher, als man die Kenntnisse vom klassischen Altertum nur aus der antiken Literatur schöpfte, von diesen Stätten fast gar nichts, die man nach den seltenen und dürftigen Erwähnungen bei den alten Schriftstellern für ganz unbedeutend halten mußte. Seitdem aber Algerien und Tunesien unter französischer Herrschaft stehen, sind sie eifrig aufgedeckt worden, und man sah mit Erstaunen große, wohl eingerichtete, ja luxuriöse Städte dem Erdboden entsteigen. Der Hauptwert dieser Ausgrabungen liegt in dem Einblick, den sie uns in die kolonialisatorische Tätigkeit der Römer gestatten. Man sieht, daß sich römische Kultur auf das intensivste in Nordafrika verbreitet hat; dicht nebeneinander liegen Städte mit prächtigen Tempeln, Foren, Basiliken (S. 20), Bibliotheken und Bädern. Das Studium dieser kolonialisatorischen Tätigkeit ist in Nordafrika viel interessanter als z. B. in Deutschland. Denn während bei uns über den Resten des Altertums eine ausgereifte Kultur blüht, steht jetzt in Nordafrika der Franzose als Kolonisateur der unter der Herrschaft des Islams völlig herabgewirtschafteten Länder direkt neben seinen antiken kolonialisatorischen Vorfahren. Dadurch wird der Vergleich zwischen Einst und Jetzt leicht, und es ist unbestritten, daß die Römer, freilich in längerer Zeit, weit mehr erreicht haben als ihre modernen Nachfolger. Weiter lehrt eine Reise durch Nordafrika, die übrigens leicht und ohne Gefahren, ja ohne Strapazen durchzuführen ist, wie die Franzosen ganz zielbewußt und eingetandenermaßen das antike große Vorbild nachahmen, das ihnen vor Augen liegt (S. 15). Kenntnis der alten Geschichte und Kultur braucht nämlich gar nicht, wie viele meinen, nur totes Wissen zu vermitteln, sondern man kann aus der Beschäftigung mit den Alten viel praktischen Gewinn herausholen; gerade auf dem Gebiete des Kolonialwesens haben wir in den Römern anerkannte Meister vor uns, von denen viel zu lernen ist.

In Dugga stand bis vor kurzem ein ärmliches Eingebornendorf, das die Franzosen aufkauften und abtriffen. Nach Beseitigung einer Jahrhundert alten Schuttschicht kam darunter das alte Thugga zutage, dessen von Tunis aus leicht zu erreichende Ruinen für die Altertumsforschung höchst wertvoll und lehrreich sind (Abb. 3).

Die Tempelbauten von Ba'albek in Syrien (Abb. 4—5) sind nicht eigentlich Werke der römischen Baukunst, sondern vielmehr einer römisch-orientalischen. Solche Bauten der römischen Kaiserzeit beanspruchen ein besonderes Interesse; es knüpft sich an sie eine viel erörterte Streitfrage. Früher glaubte man nämlich, in der Kaiserzeit sei Rom, die Herrin der Welt, auch in der Kunst das Zentrum gewesen, und von dort seien in der

Architektur und sonst die Anregungen in die einzelnen Reichsteile ergangen. Heute wird dagegen behauptet, es sei vielmehr in der Kaiserzeit der Orient zu neuem künstlerischen Leben erwacht und habe seinerseits Rom mit neuen Ideen befruchtet, die sich dann in Europa bis ins Mittelalter erhalten hätten. Diese (noch nicht gelöste; S. 41) Streitfrage ist wichtig auch für alte deutsche Bauten; was wir lange als römisch ansahen, ist wohl vielmehr orientalisches. — Die Tempel von Ba'albek sind auf Anregung Kaiser Wilhelms II. durch deutsche Gelehrte freigelegt worden. Auch abgesehen von der erwähnten Frage sind diese Bauten wichtig; sie überraschen durch das Gewaltige und Riesige ihrer Anlage, und kaum anderswo (S. 23) wird der Besucher mit solchem Staunen vor antiker Technik erfüllt wie in Ba'albek. — Abb. 4 ist eine schon vor den Ausgrabungen entworfene Rekonstruktion. Sie ist nicht in allen Einzelheiten genau; doch zeigt sie richtig und deutlich die Gesamtlage der beiden größeren Tempel. Man erkennt leicht als nicht griechisch-römisch die zwei Vorhöfe vor dem größeren Tempel (in dem großen Vorhof denke man sich den bei den Ausgrabungen gefundenen Altar des Ba'al [Jupiter Heliopolitanus]). Gar keinen Begriff kann leider die Abb. von den erstaunlichen Mäßen der Anlage geben. Man vergegenwärtige sich, daß die Säulen des großen Tempels beinahe die Höhe eines vierstöckigen modernen Hauses erreichen, und daß in seinen Unterbau Steine von $3 \times 4 \times 19$ m, die größten Bausteine der Welt, eingefügt sind. Abb. 5 zeigt, was von den erwähnten Säulen des großen Tempels noch aufrecht steht, und ihren Unterbau (jedoch sind auf der Abb. die Riesenbausteine nicht sichtbar).

Abb. 6. Pontifex heißt vielleicht Brückenbauer; der Name würde dann aus sehr alter Zeit stammen, in der Ingenieurs- und priesterliche Kenntnisse noch in einer Person vereinigt waren. Man behielt ihn bei, als schon längst eine Scheidung zwischen Priestern und Technikern eingetreten war. Ja, mit dem Siege des Christentums eingetretener in die neue Religion über, und noch heute heißt der Papst offiziell so (pontifex maximus, abgekürzt P. M., Oberpontifex; — nicht papa). — In der Abb. beachte man die Kleidung des Römers. Sie bestand aus zwei Stücken, einem auf dem Leibe getragenen, hier kurzärmeligen Hemd, tunica, das im Haus häufig, manchmal auch auf der Straße die einzige Bekleidung bildete (so bei vielen in Pompeii gefundenen Leichen¹⁾, und einem darüber geworfenen, sehr großen Plaid, der toga (Abb. 157). Hier ist die toga über den Kopf gezogen; so trug man sie bei Kultshandlungen; einen Hut benutzte der (verständige!) Römer im allgemeinen nicht. Die linke Hand hält ein Weihrauchfäßchen (acerra), in der rechten Hand ist die flache Schale (patera) zu ergänzen, aus der man die Opferspende ausgoß. — Die Augen der Statuette waren einst mit Silber ausgelegt; bei anderen Köpfen waren sie aus Email gebildet oder in Malerei dargestellt; „augenlose“ Köpfe, wie sie heute infolge schlechter Erhaltung erscheinen (man sehe Abb. 61, 62), gab es im Altertum im allgemeinen nicht.

¹⁾ In Ägypten sieht man noch heute im Sommer auf der Straße Araber und Araberinnen mit dem langwallenden, blauen Hemd bekleidet, woran übrigens niemand auch nur den geringsten Anstoß nimmt, obwohl z. B. Kairo eine sehr elegante Stadt ist. Nur für uns Nordländer ist der Gedanke an solche Bekleidung zunächst sonderbar.

Abb. 7 stellt den Obertheil der Statue einer *virgo vestalis maxima* dar. Vestal(inn)en waren Priesterinnen, die das heilige Feuer im Vestatempel auf dem Forum (Abb. 1) unterhielten. Sie führten das Leben von Nonnen und wohnten in einem Kloster, dem *atrium Vestae*, das noch ziemlich wohl erhalten auf dem Forum Romanum liegt. Ihre Abkissinnen hießen *virgines vestales maximae*. Zu beachten ist an der Ordenstracht die in Windungen um den Kopf geschlungene Binde (*infula*) und das über den Kopf gelegte, bis auf die Brust herabreichende und dort von einer Brosche (*sibula*) zusammengehaltene Tuch (*suffibulum*).

Abb. 8. *Suovetaurilia* ist das Opfer der für den Menschen wichtigsten Haustiere *sus, ovis, taurus*. — Darstellungen wie diese, die mit einer größeren Reihe von Personen Szenen des öffentlichen Lebens (Opfer, Prozessionen, militärische Szenen u. a.; Abb. 120) zeigen, sind charakteristisch für die römische Relieplastik der Kaiserzeit.

Abb. 9. Der Opferbeschauer, *haruspex*, prüfte die Einaeweide der Opfertiere (hier eines Stiers, der mit dem Rücken auf dem Boden liegt, links unten sein Kopf) und las aus ihrer normalen oder abnormen Beschaffenheit Andeutungen der Zukunft, *omina*, heraus. Die drei Männer neben dem *haruspex* sind Opfertiener in ihrer Amtstracht (*Schurz, limus*; Oberkörper nackt). Einer von ihnen, der *popa*, hat das Tier mit dem Hammer niedergeschlagen, der *cultrarius* hat es dann mit dem Messer getötet; ein dritter entnimmt ihm die Eingeweide. Die übrigen Dargestellten sind vornehme, am Opfer beteiligte Römer.

In Ostia hat man schon früher wichtige Fundstücke zutage gefördert. Durch planvolle Ausgrabungen jüngster Zeit entwickelt sich diese alte Hafenstadt Roms zu einem zweiten Pompeii, und ein Besuch der Ruinen, der von Rom aus mittels Automobilomnibus in einem Tage leicht ausgeführt werden kann, ist sehr lohnend. Unser leider nach der Auffindung (1868) übermaltes Bild (Abb. 10) ist nicht nur wegen des religiösen Inhalts gegeben, sondern auch als zwar handwerksmäßiges, aber doch hübsches Werk antiker Malerei und als ein rührendes Zeugnis für antikes Kinderleben. Die Kinder bereiten sich zu einer Dionysosprozession vor. Im Kult dieses Gottes spielte ein Schiff, das im Zuge auf einem Karren gefahren wurde, eine Rolle. Von diesem feste mit dem Schiffskarren, dem *carrus navalis*, leitet man den Namen Karneval (*car naval*, nicht: *carne, vale, fleisch, leb wohl!*) her. (Oder liegt hier das Schiff *h i n t e r* dem Karren im Wasser?)

Abb. 11, 12 sind Beispiele für das Eindringen orientalischer Religionen in Rom. Charakteristisch für die Priester (*galli*) der *Magna Mater* oder *Kybele* (S. 6) ist weibisches Aussehen und weibischer Schmud: Ohrgehänge, Halsband, Frauenfrisur und Kopfschmuck mit Medaillons. Auf der Brust trägt der Dargestellte auf einem tempel(*aedicula*)-förmigen Medaillon das Bild des *Attis*, des Geliebten der *Kybele*, in den Händen Symbole der Fruchtbarkeit: 1. Granatapfel und -zweige, 1. eine Schale mit Früchten, darunter einen Pinienzapfen (die Pini war der *Kybele* heilig). Aber der linken Schulter hängt eine Geißel zur Selbstpeinigung, deren Stiel mit Köpfen geschmückt ist; die drei Riemen sind mit Knochenstücken durchflochten, um die Marter fürchtbarer zu machen (mehr rechts auf dem Bilde). Der Gottesdienst für *Kybele* erforderte laute Musik; hierzu dienten die dargestellten Schallbecken (links oben; *cymbala*), eine

Handtrommel (*tympanum*, rechts oben) und (darunter) zwei Flöten. In der Kiste (*cista*) mit Henkel und spitzem Deckel bewahrte man Opfergerät.

Auf dem Relief Abb. 12, in dem eine gewisse ägyptisierende Steifheit der Darstellung sehr deutlich ist, sieht man von r. nach l.: eine *Isis*-priesterin mit der heiligen Uräuschlange, einem Eimer (*situla*) und auf dem Kopfe mit einer Lotusblume; — einen Bewahrer der hl. Bücher (*hierogrammateus*) mit glatt rasiertem Schädel (so oft bei ägyptischen Priestern; vgl. die Consur heutiger Mönche) und mit Sperberfedern, in der Hand eine hl. Schrift (Buchrolle); — einen Propheten mit hl. Wassergefäß, das er mit bedeckten Händen faßt; — eine Dienerin mit der *Isis*-klapper (*seistrum, sistrum*), einem Karminstrument für den Gottesdienst, und mit einem Schöpfelöffel.

In Abb. 13—16 sehen wir Zeugen des Eindringens römischer Religion in unser Vaterland. Die große Mainzer Jupitersäule wurde 1907 von Ludwig Lindenschmitt d. J. in ungefähr 2000 Bruchstücken gefunden, die im Altertumsmuseum der Stadt Mainz mühsam zusammengesetzt wurden. Herr Albert Oppenheimer in London stellte Kaiser Wilhelm II. Geld zu einer Rekonstruktion des Denkmals zur Verfügung, die jetzt auf der Saalburg steht (14). Die Säule ist ein Werk der gallischen Künstler *Samus* und *Severus*, der Söhne des *Venicarus*. Errichtet wurde sie auf Kosten zweier Mainzer Anwohner im Namen der *canabarii*, der Bewohner der Lagerstadt, dem *Jupiter Optimus Maximus* für das Wohl des Kaisers *Nero* (zwischen 54 und 68 nach Chr.). Sie ist reich mit Götterdarstellungen geschmückt und war von einer großen, vergoldeten Bronzeplatte des „*Juppiter*“ bekrönt (in Wahrheit ist dieser *Juppiter* ein einheimischer Gott, der den Namen des obersten römischen Gottes bekam; s. Draaendorff, Westdeutschland zur Römerzeit [Wiss. u. Bild. 112] S. 111). Außer dieser Mainzer Jupitersäule kennen wir zahlreiche andere dieser Art, die alle auf französischem, belgischem und deutschem Gebiet gefunden wurden (13); in anderen Teilen des römischen Weltreichs fehlen sie. Damit lehren sie uns, daß im römischen Norden sich eine eigene römische Provinzialkultur entwickelte, so wie anderweit eine römisch-orientalische (S. 9). Weiter zeigen sie, wie römische Götter in Deutschland eindringen, wie man sie 3. J. mit einheimischen verquidete und wie mit der südlichen Religion auch hellenisch-römische Kunst nach dem Norden gelangte (16); so mag, um nur eine Einzelheit hervorzuheben, der Greif auf dem Helm der *Minerva* in dem gleichen Helmschmuck der *Athena Parthenos* des *Pheidias* im Parthenon zu Athen sein Vorbild haben (Neeb). Diese Entwicklung wurde in der Völkerwanderung sehr energisch unterbrochen; als die politische Fremdherrschaft der Römer gestürzt wurde, fand auch ihre Vorherrschaft in der Kunst ihr Ende. So sehen wir in dem Deutschland des 5. und 6. Jahrhunderts beinahe gar kein Kunstwerk (S. 19); erst mit dem Christentum und später mit der Renaissance zog der Geist des Südens wieder bei uns ein und pflanzte in die allmählich empfänglicher gewordenen Gemüter das Verständnis für seine Erzeugnisse.

Die Wiesbadener Bronzeplatte Abb. 15 verbindet den Westen unseres Vaterlandes in römischer Zeit mit dem Orient (S. 7). Der *Basal* des Städtchens *Dolich* in *Kommaene* erlangte in der römischen Kaiserzeit im Abendland als *Juppiter Dolichenus* großes Ansehen; namentlich *Laoginare*, die im Orient gedient hatten, und Sklaven, die dem Osten ent-

stammten, verbreiteten seinen Kult, den später auch die Kaiser förderten. Auf der Wiesbadener Platte steht der Gott auf einem Stier (im Orient, 3. B. in hethitischer Kunst, wurden Götter häufig auf Tieren dargestellt); in der R. trägt er die Doppelart. Stierverehrung und die Doppelart als religiöses Symbol finden sich auch in der Religion der kretischen Kultur (2. Jahrtausend vor Chr.). Unter dem Dolichenus sind andere mit ihm zusammen verehrte Götter dargestellt.

Schaustellungen im Theater, Amphitheater und Circus (17—28) hingen im Altertume eng mit der Religion zusammen; denn das Theaterspiel ist aus dem Gottesdienst (im Dionysoskult) entstanden und wurde, wie auch die Darbietungen im Amphitheater und im Circus, früher allgemein und später wenigstens offiziell als gottesdienstliche Handlung angesehen — so fremdartig uns dieser Gedanke namentlich angesichts der blutigen Grausamkeit bei den Gladiatorenkämpfen erscheint.

Theater. Jede Theateraufführung, die in modernen Kulturländern stattfindet, hat ihren Ursprung in der dramatischen Kunst Athens im 5. Jahrh. v. Chr.; jedes heutige Theatergebäude, wenn auch in Buenos Aires oder Sydney gelegen, ist seinem Ursprunge nach mit dem ein Athenisches Theater am Südbahange der Akropolis zu verbinden. Freilich haben schon die Römer, durch deren Vermittlung die moderne Kulturwelt Tragödie und Komödie und die Kunst des Theaterbaues von den Griechen empfangen hat, an dem griechischen Vorbilde manches geändert. Im wesentlichen gleich ist im antiken Theater immer die Anlage des Zuschauerraums (cavea), den man gern an einen Bergabhang lehnt, um die Kosten der Untermauerung für die aufsteigenden Stufen zu sparen, und der durchweg mit steinernen Sitzen ausgestattet ist. Diese sind tief genug, um für die Sitzenden und dahinter für die Füße der Zuschauer auf der nächsthöheren Sitzreihe Raum zu geben. Die Cavea wird durch Treppen in Keile (cunei) zerlegt. Die untersten Sitze waren für ausgezeichnete Bürger und Gäste bestimmt. Vor der Cavea liegt die orchestra, bei den Griechen ein Platz für den singenden und tanzenden Chor (und die Schauspieler), in römischer Zeit ebenfalls Sitzplatz für bevorzugte Besucher. Es folgt die Bühne (scena) mit einer großen, architektonisch reich verzierten Hinterwand. Rechts und links von ihr liegen Räume für Theaterrequisiten. Das glückliche Klima des Südens gestattete es, das Theater unbedeckt zu lassen; indes gab es auch gedeckte Theater (odea). Wenn das Dach fehlte, war es dem Architekten möglich, das Gebäude beliebig

groß zu machen, während allen unseren Theatern durch die Unmöglichkeit, ein Dach von allzu gewaltiger Größe ohne Stützen über den Zuschauerraum zu spannen, gewisse Grenzen gesetzt sind. Daher fassen antike Theater ungleich mehr Menschen als moderne. Falls das Publikum von der Sonne belästigt wurde, spannte man große Segel über die Cavea. Bewundernswert bleibt, wie die Architekten in diesen gewaltigen, offenen Räumen die Akustik zu wahren wußten. Wer antike, einigermaßen gut erhaltene Theater besucht, versäume nicht, von der Bühne aus sich mit einem auf den äußersten Sitzstufen stehenden Reisebegleiter nicht eben laut zu unterhalten; er wird über den Erfolg des Versuches immer wieder staunen.

M o r i z, Das antike Theater und die modernen Reformbestrebungen im Theaterbau, befürwortet für unseren Theaterbau bewußten, möglichst engen Anschluß an die vollendete Höhe des antiken — mit vollem Rechte.

Das Theater von Orange ist eines der am besten erhaltenen. Von seiner gewaltigen Größe gibt die Außenmauer auf Abb. 17 keine genügende Vorstellung; auch an Ort und Stelle wirkt sie heute nicht so imposant wie im Altertume, da sich jetzt an sie ein enger Platz schließt, auf dem sie nicht genügend zur Geltung kommt. Sie ist 36 m hoch, d. h. fast doppelt so hoch wie ein modernes vierstöckiges Wohnhaus, und 103 m lang; Ludwig XIV. nannte sie mit Recht die schönste Mauer seines Königreichs. Oben an ihr bemerkt man Steine für die Masten, die die erwähnten Segel hielten. Die Szenenwand (18) ist ihres reichen Schmuckes längst beraubt; man erkennt aber deutlich, wie sie architektonisch gegliedert war. Die Sitzstufen hat man so weit erneuert, daß sie heute für die Besucher genügen, denn man spielt jetzt wieder in dem Theater; im Altertum füllte eine weit größere Menge, 7000 Menschen, den Raum auf Stufen, die höher am Bergabhang hinauf reichten. — Das Theater, das Pompeius 55 vor Chr. in Rom errichtete (19), war das erste steinerne Theater Roms. Es ist nur in dürftigen und heute in moderne Häuser verbauten Resten erhalten. Hinter ihm die große Porticus Pompeiana mit Säulengängen und Sälen, in deren einem Julius Caesar ermordet wurde. — Die Rekonstruktion des Theaters von Ostia (20) kann, wenn sie auch nicht in allen Teilen wissenschaftlich begründet ist, doch von der Pracht selbst einer Bühne einer kleineren Stadt einen Begriff geben.

Ganz bestemdend ist es für unser ästhetisches Gefühl, daß die Schauspieler ihr Gesicht der jeweiligen Rolle nicht durch Schminke und Frisur anzupassen suchten, sondern durch aufgesetzte Masken. Diese verdeckten das ganze Gesicht und hatten nur für verschiedene Alters- und Standesunterschiede und für komische oder tragische Rollen besondere Typen. Wir denken zunächst daran, daß hierdurch das Mienenpiel des Schauspielers als Darstellungsmittel ganz ausgeschaltet wird; aber wir vergessen dabei, daß bei der gewaltigen Größe der antiken Theater (s. o.) und bei dem Mangel an Opernläusern ein Mienenpiel doch nicht wirksam gewesen wäre; die größere Masse tat bei der großen Entfernung bessere Dienste. Nicht ist anzunehmen, die Maske habe auch akustisch als eine Art Schall-

trichter gewirkt; bei der guten Musik der Theater (S. 15) war dies wohl unnötig. Wie bei uns (Zenghaus in Berlin), so hat sich auch im Altertum die Skulptur der Maske als Schmuck an Gebäuden und Geräten bedient. Solche Masken (Abb. 22) zeigten manchmal recht groteske, vielleicht zur ornamentalen Wirkung in übertriebener Weise entstellte Formen; freilich waren auch die wirklich auf der Bühne getragenen Masken in burlesken Rollen verzerrt genug. Daß in ernstlichen Rollen die Masken durchaus würdig wirken konnten, zeigt die in Abb. 21 wiedergegebene Szene aus einer Tragödie. Man beachte auf diesem Bilde auch die hohe Frisur (onkos), durch die die Körpergröße der Schauspieler erhöht wurde.

Noch zahlreicher als Theater finden sich in der altrömischen Welt Amphitheater (25—25), Stätten, in denen die Römer in grausamster Weise Mensch gegen Mensch, Bestie gegen Bestie und Menschen und Tiere zusammen kämpfen ließen. Solche Grausamkeit liegt den Romanen im Blute; noch heute frönt man in den Stierkämpfen der gleichen Leidenschaft nicht nur in Spanien, sondern auch in Südfrankreich, oft in den erhaltenen antiken Amphitheatern. Es wird Nordländern freilich nie gelingen, sich in diese Kampfesstimmung hineinzuversetzen; wir lesen davon in den Schilderungen der Stiergefächte, aber wir können sie kaum nachempfinden. Man muß daran denken, daß Mut und Körperkraft dem Menschen immer Bewunderung abnötigen, und daß man eine Schaustellung dieser Eigenschaften auch um den Preis von Menschenleben schätzt. Nur daß man eben im Altertume die Menschen kaltblütiger und zahlreicher opferte; sieht man heute beim Rennen den Todessturz eines Jockeis, so verloren im Altertume bei großen Spielen hunderte von Menschen ihr Leben. Und so abscheulich die antiken Menschen- und Tier-schlächtereien waren, eins muß man immer von neuem bewundern: die ungeheure Energie, die man zur Befriedigung der Blutgier aufwandte. Unsere großen Theater fassen etwa 2000 Menschen, antike Amphitheater oft 15 000, 30 000, ja weit mehr Zuschauer. (Die Alberthalle in Leipzig, der größte Versammlungsraum dieser Stadt, hat 2600 Plätze.) Und es sind oft Bauten wie für die Ewigkeit gedacht, gefügt aus gewaltigen, Kubikmeter im Inhalt fassenden Blöcken, so daß ein solches Amphitheater Millionen gekostet haben muß. Gleichwohl liegen sie manchmal dicht nebeneinander in eng benachbarten Städten.

Anders als die Theater lehnen sie sich oft nicht an einen Berg an, sondern stehen frei in der Ebene. Um ein amphitheatralisches Lustigein zahlreicher Sitze zu ermöglichen, bedurfte man eines gewaltigen Unterbanes, den man nach außen mit Arkaden öffnete. Der Zuschauertraum bildete wie der

von ihm eingeschlossene Kampfplatz (arena) eine Ellipse (anders beim Theater, s. oben); daher der Name amphitheatrum, etwa „Doppeltheater“. In Arles (23) reichten die Sitze einst bis zur Höhe der jetzt freistehenden Bogen. Die Größe und Festigkeit des Baues zeigt Abb. 24, ein Bild des Amphitheaters von Arles etwa aus dem J. 1700; der Bau konnte in sich ein ganzes Städtchen mit Markt, einem öffentlichen Platze, Kirche und Festungstürmen fassen. Heute sind diese Einbauten beseitigt, und das Amphitheater dient zur Abhaltung von Stierkämpfen.

Das Äußere solcher Bauten zeigt Abb. 25. Das Amphitheater von El Djem (Thysdrus) liegt etwa 70 km von dem aus der Geschichte Hannibals bekannten Hadrumetum entfernt und ist nach dem Colosseum in Rom das größte der erhaltenen. Man fährt von Hadrumetum aus (heute Souffe) bequem im Automobil dahin und zwar auf einer vortrefflichen französischen Militärstraße, jedoch durch gänzlich unbewohntes Gebiet. Aber jeder Blick auf das Erdreich sagt auch dem hierin unbewanderten Großstädter, daß hier fruchtbarer Ackerboden liegt, der Zehntausende von Menschen ernähren könnte. Und was der Boden lehrt, bestätigt das riesige Amphitheater: hier muß einst eine dichte, reiche Bauernbevölkerung geessen haben. Für die Franzosen, die jetzigen Herren Algeriens und Tunesiens, haben die römischen Ruinen dieser Länder nicht nur einen wissenschaftlich-archäologischen Wert, sondern auch einen sehr praktischen kolonialisatorischen. Wo sich nämlich Römerruinen finden (und sie sind überall vorhanden), lohnt die Bohrung artesischer Brunnen; wenn diese jetzt öden Gegenden wieder Wasser erhalten, so können sie wieder bebaut werden und den einst sprichwörtlichen Reichtum Libyens wieder erzeugen (Schulden).

Der antike Circus (26—28, 66, 67) führte nicht, wie der heutige, Künste der Pferdedressur vor, sondern war im wesentlichen eine Bahn für Wagenrennen; Wettreiten kennt das Altertum im allgemeinen nicht. Auch hatte er nicht den heute üblichen kreisrunden Grundplan, sondern folgenden:

Aber den beiden Langseiten und der halbrunden Schmalseite bauten sich die Sitze der Zuschauer auf, an der etwas schrägen Schmalseite war der Start (carceres). Durch eine Schranke (spina) war der Circus in zwei Teile zerlegt; um diese spina fuhren die Wagen bei jedem Rennen mehrmals. Die Enden der spina hießen metae. Wer beim Umbiegen am schärfsten an der meta vorbeifuhr, hatte den kürzesten Weg, geriet aber in Gefahr, anzustoßen, so daß Rosse, Wagen und Kutscher stürzten; folgte ein anderer Wagen unmittelbar, so entstand ein wilder Knäuel von Trümmern und Leibern.

Kein römischer Circus ist so gut erhalten, daß man aus den Ruinen eine klare Vorstellung gewinnen könnte. Wir geben daher eine Rekonstruktion, die des Circus Maximus in Rom (26). Er faßte fast 200 000 (!) Zuschauer. Die letzte Wettfahrt hielt hier 549 der Gotenfürst Totila.

Ein hoher Beamter (Abb. 66, vgl. S. 39) gab als Vorsitzender der Circusspiele das Zeichen zum Beginn des Rennens, indem er ein Tuch (mappa) in die Bahn schleuderte.

Die Rennfahrer (aurigae, Abb. 67) trugen um die Brust den „Wagenlenkerverband“, der sie bei einem Sturze vor Rippenbrüchen schützen sollte; diesen Verband wandten übrigens die antiken Ärzte auch bei Kranken im Falle eines schon eingetretenen Rippenbruchs an. Im Gürtel trägt der Fahrer ein scharfes sichelförmiges Messer, um im Falle der Gefahr die Zügel, die er um den Leib geschlungen hat, zu durchschneiden. Der Dargestellte hat einen Sieg davongetragen und dafür einen Palmzweig erhalten; in der L. ist eine Peitsche oder ein Kranz zu denken, auf dem Kopfe die charakteristische Kappe der Rennfahrer, die dem Carbusch (Fetz) der Türken ähnlich ist, — so ähnlich, daß man annehmen möchte, die jetzige im Orient übliche Kopfbedeckung sei aus ihr entstanden; bei der in Konstantinopel lange herrschenden Begeisterung für Wagenrennen wäre das wohl denkbar. Der jetzt der Statue aufgesetzte Kopf gehört ihr nicht zu. Im allgemeinen war der Gesichtsausdruck der Rennfahrer roh.

Die Wagen (Abb. 27) waren zweirädrig wie noch heute die in England bei Wagenrennen gebräuchlichen. Es gehörte große Geschicklichkeit dazu, in ihnen während des rasenden Laufes zu stehen. In dem abgebildeten Exemplar, aus dem 5. oder 4. Jahrh. vor Chr., sind sämtliche Holzteile neu, aber richtig rekonstruiert. (Einen anderen Wagen s. Abb. 105).

Das Relief Abb. 28 stammt von einem Sarge (S. 61). Die Rennfahrer sind hier Eroten; die Kaiserzeit gefiel sich in solchen Darstellungen, in denen diese kleinen Liebesgötter ihren eigentlichen Charakter ganz verloren haben und völlig die Rolle des Menschen spielen. In dem (künstlerisch schlechten) Relief sind die Vorrichtungen zu sehen, mit denen dem Publikum angezeigt wurde, wie oft die Spina (s. oben) umfahren war: nach jedem Umlauf wurde ein eiförmiger Gegenstand (ovum, ovarium) von einem Gerüst heruntergenommen und auf einem anderen Gerüst ein Delfin umgedreht. — Neben den Fahrern r e i t e n hier einzelne Eroten auf Pferden; vielleicht ist ein Rennen dargestellt, bei dem sich ein Reiter (desultor) von seinem im vollen Laufe befindlichen Pferde auf ein mit diesem zusammengekoppeltes schwang; doch ist dieses zweite Pferd hier nirgends dargestellt (Helbig). Unter dem ersten Pferde rechts sieht man eine Hade zur Herichtung der Bahn.

II. Öffentliche Bauten und öffentliches Leben (29–52).

Auf dem Brühl in Leipzig, wo im wesentlichen jüdische Geschäfte ihren Sitz haben, weilen die Kaufleute — Sommers und Winters — sehr zahlreich auf der Straße und treiben dort im Gespräch und im Auf- und Abwandeln ihre Millionengeschäfte. Das ist nicht von ungefähr so. Vielmehr hat das konservativste aller Völker hierin einen Brauch nach dem Norden verpflanzt, den wir im Süden noch heute allenthalben finden: der Südländer jeder Nation und Konfession lebt auf der Straße. Sein Heim ist

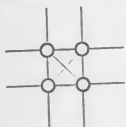
die Öffentlichkeit, das Haus gleichsam nur ein Unterschlupf zum Schlafen. Dies gilt nicht bloß für den Handwerker, der im Freien arbeitet, für den Händler, der auf der Straße seine Waren anbietet, — man kann in Neapel die unglaublichsten Dinge kaufen, indem man vor dem Café im Freien sitzt —, es gilt ebenso für das gesellschaftliche Leben. Wir legen Wert darauf, Freunde in unserm Heim zu empfangen, und auch wenn wir jemanden nur um der Form willen besuchen, so geben wir doch unsere Karte in seinem Hause ab; der vornehme Italiener aber sendet die seine dem andern auf der Hauptstraße der Stadt, dem corso, zu, wenn seine Equipage die des Bekannten trifft.

Ebenso müssen wir uns mehr oder weniger das Leben im Altertum denken, und wer nur einmal Neapel oder Rom geschaut hat, dem fällt es nicht schwer, sich den wimmlichen Verkehr in vergangenen Zeiten, die Straßen mit den eleganten Flaneurs, mit den fliegenden Verkäufern, dem Geschrei, das aus den in der ganzen Breite geöffneten Läden schallt, vor Augen zu führen. Geht doch die Ähnlichkeit zwischen einst und jetzt auch in Einzelheiten so weit, daß sogar eine solche Spezialität wie der heutige sog. Judenmarkt in Rom, auf dem man mit Antiken handelt, eine Parallele in dem sigillaria genannten Markte des Altertums hatte.

Schwerer ist es, sich von dem Aussehen der Straßen als solcher einen Begriff zu machen. Was wir an römischen Städten wirklich haben, Pompeii und Timgad, ist wichtig und instruktiv genug (S. 19, 55); aber das eine ist eine Landstadt, das andere eine aus einem militärischen Lager erwachsene Handelsstadt beinahe am Rande der Sahara, und mit dem Rom des Altertums, das wir uns doch so gern vergegenwärtigen möchten, haben beide wenig zu tun. Jedenfalls geben die Häuser Pompeii keinen Begriff von den vielstöckigen Mietskasernen Roms, deren Unbequemlichkeiten ihren Bewohnern so lebhaft — und uns so verständliche — Klagen entlockten; alle diese Häuserblöcke sind ja von der Erde verschwunden. Das, was uns in den Ländern des einstigen römischen Reiches erhalten geblieben ist, sind nicht die Privathäuser, sondern die aus dauerhaftem Material errichteten öffentlichen Monumentalbauten, die uns auch in ihrer Gesamtheit ebensovienig ein Bild einer antiken Stadt, namentlich einer Großstadt, geben, wie wenn wir jetzt Berlin aus Kirchen, Schloß, Theatern und Rathaus allein aufbauen wollten. Aber

wir müssen uns bescheiden; so besprechen wir nach den im ersten Abschnitt behandelten öffentlichen Gebäuden zunächst einige andere, die uns in den Ruinen noch kenntlich sind. (Über Privatarchitektur s. S. 32 ff.)

Bogen (29—32). Das, was wir gewöhnlich als *T r i u m p h = b o g e n* bezeichnen, heißt im Altertume einfach Bogen, *arcus*. Diese Bauten waren zunächst nicht zum Durchzuge eines siegreichen Heeres bestimmt, sondern sie sind einfach Tore, nur in monumentaler Form. Weiterhin jedoch bildeten sie riesige Postamente für die Statue eines siegreichen Feldherrn, der auf ihnen, auf der vierspännigen *tensa triumphalis* fahrend, dargestellt war; heute freilich fehlt dieser Schmuck auf allen erhaltenen Bogen. Daß er aber nicht den eigentlichen Grund für die Errichtung der Bogen bildete, zeigt deren Ursprung. Das klassische Land für Bogen ist, nächst Nordafrika, Frankreich. Dort wurden solche Bauten von den Römern eher als in Italien selbst errichtet; dort haben also die Römer die Anregung für diese Anlagen bekommen. Sie können sie aber nicht von den einheimischen Kelten erhalten haben, da diese auf relativ zu niedriger Kulturstufe standen. Vielmehr muß in Gallien schon um Christi Geburt ein starker Einfluß des hellenisierten Orients, von Städten wie Alexandria in Ägypten und Antiochia in Syrien, bestanden haben. Der Orient kennt aber keine eigentlichen Triumphbogen,



sondern eine bogenartige Überdachung von Straßenkreuzungen (*tetrapyla*). Diese betrachtet man als Vorbild der römischen Bogen. Tatsächlich weisen einige Bogen in Frankreich einen Grundriß auf, der ein Durchschreiten in allen vier Richtungen ermöglicht, wie die von Cavailon (29) und Vienne. Einen solchen Bogen nennt man einen *quadritrons*, mit vier Fronten. Bezeichnenderweise hat der Bogen von Vienne einen Zwillingbruder in Kleinasien (Kleinasiën).

Wurde nun ein solcher Bogen als Tor in den Zug der Stadtmauer eingefügt — ■ ■ — oder am Ende einer Straße als deren monumentaler Abschluß errichtet, so ist natürlich nunmehr ein Durchschreiten nach vier Richtungen nicht mehr möglich; — ■ — Straße — ■ — der Bogen kann also eintorig werden (30).

Als Beispiel hierfür ist der Bogen von Carpentras gewählt, weil man ihn sonst nicht häufig abgebildet findet; er ist mit Reliefs (gefesselte Gefangene und *Trojaner*) geschmückt.

(Neuerdings nimmt Grothningham nicht die vier-, sondern die eintorigen Bogen als Grundlage der Erklärung. Er leitet sie nicht vom Orient ab, sondern aus *Mlatium* und *Etrurien* und sieht in ihnen Grenzmarken zwischen städtischer und ländlicher Gerichtsbarkeit, zugleich mit dem praktischen Zweck von Toren für Stadtzoll (*Octroi*, *Ucise*)).

Um den Verkehr besser durch den Bogen zu leiten, brachte man in ihm auch mehrere Durchgänge an, wie am *Traiansbogen* in *Timgad* (31) und an der sog. *Porte de Mars* in *Reims* (32).

Bauten von *T i m g a d* sind in diesem Bändchen besonders zahlreich abgebildet, da diese Ruinenstätte Pompeii etwa gleichwertig, aber viel weniger bekannt ist. Sie offenbart die Größe römischer Kolonisation auf das augenfälligste. Es wäre auch in der Zeit unserer Größe, bis 1914, kaum denkbar gewesen, daß der deutsche Kaiser oder der Reichstag gewünscht hätte, an irgendeinem Punkte unserer Kolonien eine Stadt mit allem Zubehör, Kirche, Rathaus, Post, Krankenhaus usw. erbaut zu sehen, und daß man dies in einem Jahre in großem Maßstabe wirklich durchführte. In *Timgad* aber ist dies Kunststück geleistet worden; die Stadt wurde im Jahre 100 n. Chr. auf Befehl des Kaisers *Traianus* begonnen und beendet. Und es ist nicht etwa nur eine Ansiedlung, sondern eine sehr respektable Stadt, die in der Monumentalität ihrer Anlagen weit über eine Kleinstadt hinausgeht. Alle ihre öffentlichen Gebäude, Rathaus, Theater, Tempel, Thermen, eine öffentliche Bibliothek sind in trefflichster Bauweise ausgeführt; dem *Traiansbogen* von *Timgad* kann man im modernen Deutschland nur das *Berliner Siegestor* oder die *Münchener Propyläen* vergleichen. Möglich war die erstaunliche Leistung dadurch, daß Militär zur Errichtung der Stadt abkommandiert wurde. — Die *Porte de Mars* in *Reims* ist der späteste aller erhaltenen Bogen; er stammt aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Man beachte den reichen Schmuck von korinthischen Säulen, Nischen, Reliefs und Medaillons, der dem Architekten des „sinkenden“ Altertums doch noch zur Verfügung stand und in seinem künstlerischen Werte geschätzt ward; im 6. Jahrhundert fehlte der Sinn dafür vollständig (S. 11, „*Kulturcaeuur*“).

Insofern die Bogen nicht nur monumentale Tore, sondern Ehrenbogen für siegreiche Feldherrn waren, haben sie einen nahen Verwandten in den *Ehrensäulen* (33), deren Schaft mit einem umlaufenden, skulpturengeschmückten Bande versehen ist. Diese Säulen sind anders aufzufassen als die *Jupitersäulen* (S. 11); sie sind keine religiösen, sondern Kriegsmonumente. Buchgeschichtlich betrachtet sind sie große, in Stein ausgeführte *Bilderbücher*, die man aufgerollt (dem das antike Buch hatte ja Rollenform) um Säulen geschlungen hat. Der Gedanke, solche *Bildersäulen* zu schaffen, war unglücklich. Einmal ist eine Säule ein *a r c h i t e k t o n i s c h e s* Glied, das *t r ä g t*; eine frei stehende Säule ist eigentlich ein *Umding*. Weiter sind bei der großen Höhe der Säulen die oberen Bilder nicht oder nur schlecht sichtbar. Freilich milderte man diesen Mangel durch Bemalung der

Skulpturen und dadurch, daß man an den benachbarten Gebäuden in verschiedenen Stockwerken Galerien anbrachte; von dort konnte man auch die oberen Reliefs in Augenhöhe betrachten. Immerhin blieben für den Beschauer Schwierigkeiten; so ist auch diese Gattung von Ehrendenkmälern viel seltener als die Bogen. Wenn man sich in Paris entschlossen hat, den Feldzug von 1805 in dieser Weise an der Colonne Vendôme darzustellen, so ist dies nur aus jener Begeisterung zu erklären, mit der die Republik und das erste Kaiserreich überhaupt Eigentümlichkeiten römischer Kultur übernahmen (s. S. 50); da dort die angedeuteten Erleichterungen für den Beschauer fehlen, so sind die oberen Darstellungen überhaupt nicht zu erkennen.

Von antiken Ehrensäulen sind am bekanntesten die des Traianus (Schäft 27 m hoch) und des Marcus Aurelius (29,6 m) in Rom. Wir geben nach unserem im Vorworte entwickelten Grundsatz eine sonst ziemlich unbekanntere Ehrensäule, die des Arkadios aus Konstantinopel. Sie ist nicht mehr erhalten, sondern nur noch aus einer Zeichnung bekannt. Man errichtete sie, in bewußter Nachahmung der römischen Traianussäule, 403 n. Chr. zu Ehren des Arkadios, des Sohnes Theodosios des Großen; sie stand bis 1719 aufrecht. Die Darstellungen sind noch nicht genügend gedeutet (Sieg über die Goten, einen ostgotischen Stamm?). Die rechts beigefügte Abb. macht Einzelheiten der Darstellung etwas deutlicher; sie zeigt Kämpfe an einem Flusse, wohl sicher der Donau.

Märkte und Markthallen (34, 35). Die Märkte (fora) waren, wie bei uns, an sich Stätten des Kaufs und Verkaufs; weiter spielte sich auf ihnen das öffentliche Leben ab, sei es das politische mit seinen Versammlungen und das juristische mit öffentlichen Prozeßverhandlungen, sei es, daß der Südländer, der so gern flaniert, sich auf ihnen erging wie heute der Venezianer auf der Piazza. Allmählich aber wurden für die Höfer Markthallen, Basiliken, errichtet, und das forum wurde ein Schmuckplatz der Stadt. Denn die Basiliken, die übrigens auch für Gerichtssitzungen verwendet wurden, waren prächtige Bauten; daneben erstanden Tempel, Ehrenbogen und -säulen, Monumente aller Art für verdiente Bürger. Man hat in Rom das Forum Romanum ausgegraben; freilich sind die Bauten des einst über alle Maßen prachtstrotzenden Platzes heute meist so zerstört, daß sich Reisende, die die Ruinen nicht eingehend studieren, von der alten Herrlichkeit keinen Begriff machen können¹⁾. Abb. 34 zeigt

¹⁾ Das Forum und die anliegenden Kaiserfora schildert Rodolfo Lanciani knapp aber anschaulich so: „Auf einem Raum von 10 ha er-

das Forum von Timgad, das insofern übersichtlicher ist als das in Rom, weil man sich dort damit begnügen konnte, einfach den Schutt bis auf das antike Pflaster wegzuräumen. In Rom dagegen lagen, gemäß der über drei Jahrtausende langen Geschichte des Platzes, sehr verschiedene Schichten übereinander, die man durch Graben in verschiedene Tiefen nebeneinander kenntlich zu machen gesucht hat; dadurch ist die erste Orientierung erschwert. Freilich geben auch für Timgad die auf Abb. 34 ersichtlichen zahlreichen Trümmer nicht entfernt eine Vorstellung von der imponierenden Schönheit des Platzes, die nur ein Besucher an Ort und Stelle empfinden kann; doch erkennt man wenigstens einigermaßen das treffliche Pflaster, mit dem ich das Pflaster auf dem Markte einer modernen Halbmillionenstadt, Leipzig, nicht zu vergleichen bitte.

Die Basiliken in Rom sind sehr zerstört. Dagegen ist die Basilika in Trier (35; 69 m lang, 30 m breit, 30 m hoch) so gut erhalten; daß sie auch heute noch dem Gebrauche dienen kann.

Man erkennt zwar auf unserer Abbildung wenig von dem charakteristischen Bau der Basiliken; aber das Beispiel ist hier gewählt, um zu zeigen, wie dauerhaft römische Bauten sind, wenn man sie nicht mit Gewalt zerstört. Noch dazu ist die Basilika in Trier nicht aus Quadern, sondern aus einfachen Backsteinen errichtet. In südlichen Ländern sind antike Bauten, die man noch benutzt, sehr häufig. Wenn man ferner eine Basilika in eine stattliche Kirche umwandeln konnte, so gibt dies einen Begriff von der Monumentalität dieser alten Markt- und Gerichtshallen. Genauer über die Trierer Basilika bei Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit (Wiss. u. Bild. 112), 2. Aufl. S. 67.

Die Straßen der Städte (36—37) waren im Altertum zunächst eng und winklig, wie sie es ja noch heute im Süden vielfach sind. Der Grund dafür war derselbe wie in den älteren deutschen Städten: die Bewohner, vom Ring der Stadtmauer umschlossen, waren an sich auf einen kleinen Raum angewiesen; die Enge der Straßen war bei dem noch bescheidenen Verkehr nicht fühlbar;

hoben sich dreizehn Tempel, drei Basiliken, acht Triumphbögen, der Palast des Senates, Säulenhallen über 1½ km lang, getragen von über 1200 Stützen seltenen Marmors mit Kapitälern von vergoldeter Bronze, öffentliche Bibliotheken, die Archive des Kaiserreichs, Tausende von Statuen aus Metall und Marmor, Meisterwerke der griechischen Kunst, Gemälde- und Kuriositätenansammlungen und die vornehmsten Läden der Stadt.“ — Keine moderne Hauptstadt weist auf nunmehr 10 ha ein und Ähnliches auf (S. 23); freilich sehen das viele moderne Besucher des forums aus dem oben angegebenen Grunde nicht.

baupolizeiliche Vorschriften schließlich beschränkten noch kaum die Willkür eines jeden, zu bauen, wie er wollte. So weit also sind ältere deutsche Städte denen des Südens ganz gleich; aber in der Folge trat eine Verschiedenheit ein. Wo durch Schleifung der Festungsmauern Raum geschaffen war und wo der gesteigerte Verkehr große, breite, gerade Straßen bedingte, konnten wir sie unbedenklich anlegen. Nicht so der Südländer, der in ihnen ja der brennenden Sonne unbarmherzig ausgesetzt ist. Sind bei uns moderne Straßen lediglich ein Vorteil, so sind sie es nicht für den Süden, und es war ein unglücklicher Gedanke, die Bauweise der Pariser Straßen z. B. auf die Stadion- und Universitätsstraße in Athen zu übertragen; Tacitus Ann. XV 45 a. E. hätte warnen können.

Freilich gab es im Altertume Städte genug, die unsern modernen Ansprüchen an Straßenbau mehr genügten als die dem Ägäen am meisten bekannten, im allgemeinen recht engen Straßen und Gassen Pompeis. Eine Stadtanlage nämlich mit Straßen, die sich durchaus rechtwinklig schneiden, ist nicht, wie viele glauben, eine Erfindung moderner nordamerikanischer Baukunst, sondern war im Altertume sehr häufig. In Griechenland gehen solche Anlagen auf mesopotamische Vorbilder zurück, die in den Mittelmeerländern zuerst der Baumeister Hippodamos von Miletos nachahmte. In der römischen Welt entwickelten sich solche Anlagen bei Städten, die aus Militärlagern entstanden. Das Lager hatte nämlich zwei Hauptzelstrassen, *cardo* und *decumanus*, die sich rechtwinklig schnitten; ihnen parallel liefen alle Nebenstraßen. Wenn sich nun ein solches Lager als festes Standquartier einer Legion zu einer richtigen steinernen Stadt entwickelte, so behielt man die alte Straßenanlage bei. Der Fremde, der in Italien überall die malerischen krummen Gäßchen erwartet, sieht sich in der regelmäßigen Anlage Turins enttäuscht; das ist eine solche Militärstadt; ebenso Timgad (S. 19); in Trier ist das antike rechtwinklige Straßennetz heute von modernen winkligen Straßen überdeckt.

Es hätten nun aber diese geraden, breiten Straßen keinen Schutz vor der Sonne geboten, wenn man sich nicht durch Errichtung von Säulen- oder Hallenstraßen flug geholfen hätte. In diesen ist das Trottoir in der ganzen Länge der Straße mit einer nach dem Fahrdamm ge-



öffneten Säulenhalle (*porticus*) bedeckt, in der die Zwischenräume zwischen den Säulen nötigenfalls noch mit Tüchern verhängt wurden. So blieb man im Schatten.

Längs der Hauptstraßen von Timgad ziehen sich die Säulen hin, heute mehr oder weniger gut erhalten (Abb. 36). Der Reisende, der sich heute Timgad nähert, hat schon von fern in der Steppe — eine solche ist jetzt die einst blühende Umgebung der Stadt — das überaus reizvolle Bild von Hunderten und Aberhunderten von Säulen und Säulchen.

Das klassische Land für das Studium von Säulenstraßen in Städten der römischen Kaiserzeit ist die syrische Wüste und das Ostjordanland; dort waren solche Anlagen zwar einst nicht zahlreicher als in der übrigen antiken Welt, aber sie sind dort heute häufiger und unbeschädigter als sonst erhalten. Timgad ist entzückend, gigantisch und überwältigend ist Palmyra (37); nirgends außer vielleicht im arabischen Petra beugt sich der moderne Mensch mit so ehrfürchtigem Staunen vor dem Altertum, wie angesichts der imposanten palmyrener Ruinen — sie sind freilich sehr schwer zu erreichen und darum vielfach nicht einmal unseren Gelehrten so bekannt, wie sie es verdienen. Die Hauptstraße von Palmyra, über 1 km lang, war mit Hunderten von Säulen eingefasst, die die Höhe eines modernen vierstöckigen Hauses erreichen; von ihnen und von den Säulen der Nebenstraßen stehen noch zahlreiche aufrecht. Wer das geschaut hat, der wird nicht müde, die Wahrheit zu predigen, daß moderne Großstädte eine wirklich würdige Anlage noch entfernt nicht haben (S. 21 Anm.).

Ein großer Nachteil antiker Straßen war (scheinbar, S. 47), daß ihnen nachts, mit verschwindenden Ausnahmen, die Beleuchtung fehlte. Das Pflaster war, im Altertum wie heute, holperig in kleinen, gut in großen Städten; man glaube ja nicht, es sei überall so schlecht wie in Pompeii gewesen; Abb. 36 und 133 belehren eines besseren. Vielfach finden sich für Wagen der geräuschvollen Spurweite schienenartige Fahrillen. Die Kanalisation war im allgemeinen ausgezeichnet und funktioniert z. B. noch heute in Timgad so vorzüglich, daß sie die Wassermassen eines afrikanischen Regengusses in kürzester Zeit abführt. Wo sie, wie in Pompeii, schlecht war, ragten über das Wasser Schrittsteine, die an Regentagen einen Weg durch die Pfützen ermöglichten. So war es noch vor nicht langer Zeit auch bei uns. In den deutschen Städten hießen die Schrittsteine „breite Steine“ (wie in dem Liede „O alte Burschenherrlichkeit“); die Studenten

betrachteten deren Benutzung als ihr Vorrecht und zwangen die Philister, ihnen auszuweichen und in die Pfütze zu treten.

Landstraßen, Brücken, Tunnel, Reiseverkehr (38, 39). Das System der Landstraßen war im Altertum in einer Weise entwickelt, wie in der Neuzeit in Europa erst seit Napoleon I.; manche außereuropäischen Teile des alten römischen Weltreichs haben heutzutage schlechtere Verkehrsmöglichkeiten als im Altertum. Bewundernswert ist schon die Länge antiker Landstraßen. Von Karthago lief durch Ägier bis nach Marokko eine einzige Chaussée von 2300 km Länge, d. i. in der Luftlinie eine Strecke von Berlin durch ganz Frankreich bis an die Grenze Spaniens. Die Gegend südlich von Damaskus ist heute durch die Hedschasbahn nur ganz notdürftig dem Verkehre erschlossen; im Altertum lag dort eine blühende, reiche Stadt neben der andern. Auch moderne Ingenieure bewundern an antiken Straßen den äußerst soliden Unterbau und im Gebirge die kühnen Felsprengungen und **Tunnelbauten**, durch die man Umwege vermied.

Abb. 39 zeigt die Galleria del Furlo auf der via Flaminia nicht weit von Rimini, durch die noch heute täglich die Post fährt — vorbei an der erhaltenen Basinschrift des Kaisers Vespasianus aus dem Jahre 76.

Auch **antike Brücken** dienen noch heute vielfach dem Verkehre, so die sehr schöne und stimmungsvolle von St. Chamas nördlich von Marseille (38) oder die stattliche von Alcantara in Spanien, 105 über dem Tajo erbaut; daneben sind zahlreiche kleinere erhalten. Wenigstens erwähnt sei eines der gewaltigsten Werke antiker Brückenbaukunst, Traians große Donaubrücke am Eisernen Tore mit zwanzig mächtigen Steinpfeilern.

Auf den Landstraßen spielte sich ein Reiseverkehr ab, den wir uns gern als viel zu gering vorstellen. Denn im Zeitalter der Lokomotive meinen wir, eine Reise im Wagen sei so umständlich, daß man sie nur im Falle der Not unternähme; danach müßte man auf antiken Chaussées Reisewagen nur selten gesehen haben. Doch das Gegenteil war der Fall (S. 48). Da reisten zunächst zahlreiche **Beimate** mit der Reichspost; bei der ungeheuren Ausdehnung des Reichs wurden sie ja oft aus dem einen Lande in ein ganz entferntes veretzt. S. V. war der im Teutoburger Walde besiegte Darius in Syrien, dann in Nordafrika und schließlich in Germanien tätig; der Trierer Bischof Paulinus wurde nach Kleinasien veretzt und starb dort 358, doch brachte man seine Leiche nach Trier zurück. Man denke, heute stürbe einer unserer Verwandten in Kleinasien; wie schwierig und kostspielig würde der Transport des Leichnams nach Deutschland sein! In langen Reihen zogen ferner Wagen mit **Waren** dahin. Wenn sich auch der moderne Welthandel riesig entwickelt hat, den antiken darf man

deswegen nicht gering schätzen (S. 56); ja man sieht mit Erstaunen, daß manche Gegenden, die heute, im Zeitalter des Verkehrs, nur wenig in Verbindung stehen, früher ihre Erzeugnisse viel lebhafter austauschten. Weiter reisten sehr zahlreich die **Kaufleute** selbst. Es mögen heute im Rheinlande und in der Moselgegend recht wenige geborene Orientalen wohnen; im Altertum war dagegen die Möglichkeit des Reisens doch so groß, daß solche Leute oft nach dem Westen kamen. Denn in Trier allein haben sich vier Grabsteine von Kleinasien und einer eines Syrers gefunden, wobei noch zu bedenken ist, daß die heute erhaltenen Grabsteine stets nur einen ganz kleinen Teil der einst vorhandenen bilden. Das **Fahr und Volk**, Kunstreiter, Seiltänzer, Bauchredner, Tierstimmennachahmer u. ä. ist eine „Kultur“errungenschaft der Antike, die sich bis heute erhalten hat; es zog schon vor zweitausend Jahren von Ort zu Ort. Schließlich dürfen wir die vielen **Touristen** und Vergnügungsreisenden des Altertums nicht vergessen. Für die Ausbreitung dieser Art antiken Reiseverkehrs haben wir viele Zeugnisse, so den entwickelten Handel mit Reiseandenken (3. B. Apostelgesch. 19, 24 u. 27), so den Anflug der Fremdenführer. Es gehörte zum guten Ton, Stätten wie Athen und Troia zu besuchen, in denen sich bald eine Fremdenindustrie entwickelte ganz wie bei uns; wie wir in der Wartburg den Tintenfleck, so bestaunte, mehr oder weniger gläubig, der antike Reisende in Troia die **Era des Paris!** Ferner sprechen zahlreiche Inschriften, die gebildete und noch mehr ungebildete Besucher in den Gräbern des ägyptischen Thebens, an den Memnonstolosfen und an den Monumenten von Philae am ersten Nilatarakt angebracht haben, eine beredte Sprache und beweisen, daß das alte Wunderland von den Römern so gern besucht wurde wie heute im Zeitalter der Gesellschaftsreisen. — Wir wiesen auf diese Ausdehnung des antiken Reiseverkehrs besonders hin, weil unsere ja unstreitig unendlich viel besser entwickelten Reisegelegenheiten uns in dieser Beziehung doch zu einem schiefen Urteil über das Altertum veranlassen. — Über Hotels und Restaurationen s. S. 48 und 58.

Wasserleitungen (40). Noch imposanter als im Brückenbau zeigt sich die Baukunst der Römer in den **Wasserleitungen**. Jeder kennt theoretisch den hygienischen Wert reichlicher Wasserzufuhr für Großstädte; praktisch recht begreifen lernt man ihn erst im Süden da, wo die antiken Wasserleitungen zerfallen und, was oft der Fall, noch nicht durch moderne ersetzt sind. Dies gilt nicht für Rom, das heute die am besten mit Wasser versorgte europäische Großstadt ist; dazu machen es die wenigen antiken **Aquädukte**, die von den einst sehr zahlreichen erhalten sind. Dagegen ist in dieser Beziehung ein Sommeraufenthalt in Athen recht lehrreich; durch ihn erst wird der heimische, sonst als so selbstverständlich betrachtete Wasserhahn in der Küche in seiner Bedeutung klar. Leipzig erhielt seine erste und einzige Wasserleitung 1866 n. Chr.; es erflom damit die Kulturhöhe, die Rom bei Anlage der **Aqua Appia** (unterirdisch, mit Stollen unter dem **Caclius** und **Aven-**

tinus) 312 v. Chr. erreichte. Später wandten die Römer nicht die im griechischen Altertum wohl bekannten und heute allgemein üblichen Druckwasserleitungen an, bei denen das Wasser von einem hochgelegenen Punkte herab- und dann, nach dem Gesetze der kommunizierenden Röhren, in der Stadt von selbst in die Höhe hinaufsteigt; vielmehr führten sie auf kilometerlangen hohen Bogenhängen, Aquädukten, das Wasser mit leichtem gleichmäßigen Fall immer in der Höhe herbei. Daher rühren die überall im alten Römergebiet vorhandenen mächtigen Ruinen langer Bogenreihen, so die des Pont du Gard (40).

Es ist dies keine Brücke, sondern die Überführung einer 41 km langen, in Nîmes einmündenden Wasserleitung über den Gard, 49 m hoch, 269 m lang, nächst dem Colosseum in Rom und mit dem Aquädukt von Segovia in Spanien das Gewaltigste, was man in Europa von Römernbauten sehen kann. Interessant ist dieser Bau auch im Vergleich mit dem nicht weit entfernten modernen Aquädukt von Roquefavour; ist dieser auch viel größer (82 $\frac{1}{2}$ m hoch, 592 $\frac{1}{2}$ m lang), so ist er doch unstrittig viel unschöner; der Pont du Gard, wenn auch ein nüchterner Ansbau, wirkt durch seine weit geschwungenen, scheinbar ganz leicht hingestellten Bogen wie ein Kunstwerk.

Daß ein hygienisches Wasserflosett, in unserer Kultur eine recht junge Errungenschaft, dem Altertum wohlbekannt war, beweist u. a. eine Abortanlage in Timgad (41).

Dort liegt nahe am Forum, also im verkehrsreichen Zentrum der Stadt, an der Straße ein öffentliches Pissoir, daneben ein Abort mit 24 Plätzen. Man betritt diesen durch einen kleinen Vorräum, in dem offenbar ein Sklave von den Benutzern ein kleines Entgelt erhob. Sonderbarerweise sind die einzelnen Sitze nicht durch Scheidewände getrennt, ja es finden sich sogar Doppelsitze — der Südländer ist in solchen Fragen noch jetzt viel weniger prüde als wir —; wohl aber war durch reichliche Wasserpülung für Reinlichkeit und durch elegante, in Form von Delphinen gemesselte Armlehnen für Komfort gesorgt.

Bäder (42—44). Nur Riesenanlagen, wie die oben beschriebenen Aquädukte, ermöglichten die Riesenbauten antiker Thermen (Bäder).

Sicherlich würde ein Römer der Kaiserzeit, den man heute zum Leben erweckt, über viele unserer Fortschritte in helles Staunen geraten; direkt verachten, und mit Recht verachten, würde er uns wegen unserer Unreinlichkeit. Wie viele tausende Großstädter gibt es heute, denen ein tägliches Vollbad durchaus nicht ein unumgängliches Bedürfnis ist; treffend bezeichnet dagegen Birt die Badeleidenenschaft des Römers der Kaiserzeit als ein „Schlemmen in Sauberkeit, dessen durchdachtem Luxus

unsere Gegenwart nicht von fern wieder erreicht hat“. Die leidenschaftliche Liebe zur Reinlichkeit schuf auch in kleineren Städten wie Timgad eine Fülle von Bädern, in Großstädten wie Rom aber geradezu Riesenanlagen. Das Reichsgericht in Leipzig, gewiß kein kleiner Bau, könnte neunmal auf dem Areal der Diocletianusthermen in Rom aufgestellt werden (Abb. 43a); solcher großer Thermen gab es aber in der Stadt, neben unzähligen kleinen, noch zwei, die des Traianus und Caracalla. Die Weiträumigkeit erklärt sich daraus, daß man die Thermen nicht nur zum Baden benutzte, sondern überhaupt zur Erholung; man trieb Gymnastik, plauderte und promenierte oder hörte Schriftsteller, besonders Dichter, die ihre Werke vorlasen und dadurch für sie Reklame machten. — Neben solchen Thermen allgemeiner Art stehen die Heilbäder; man errichtete sie überall, wo der Erde warmes Wasser entspringt. Einige davon werden heute wieder benutzt: in Kenchela (Algerien) und in Pascha Ludscha (Kleinasien) badet man direkt im antiken Schwimmbassin; in Badenweiler (Schwarzwald) und in Vormio (Südtirol) ist an Stelle der antiken eine moderne Badeanlage getreten.

Sämtliche Thermen Roms sind heute so arg verfallen, daß es auch an Ort und Stelle schwer ist, sich in den Ruinen zurechtzufinden. Wir geben daher die Rekonstruktion eines Teils einer großen römischen Badeanlage (Abb. 42). Man beachte die gewaltige Höhe der gewölbten Räume, die Fülle des Schmucks an Mosaiken und Statuen und die großen Glasfenster (S. 45). Dies alles ist vom Ergänzer richtig angenommen; Einzelheiten bleiben bei der jetzigen Zerstörung des Baus zweifelhaft. — Für Abb. 43 muß es genügen, die Namen einiger Haupträume anzugeben; schon deren Aufzählung wird zeigen, wie verschiedenartigen Zwecken die Thermen dienten. Einzelne dieser Namen sind nicht rein lateinisch, sondern dem Griechischen entlehnte Fremdwörter; dies zeigt, daß auch der Badeluzus 3. C. auf hellenischer Anregung beruhte. Für das eigentliche Bad waren zunächst bestimmt apodyterium, Auskleideraum, und tepidarium, ein lauwärmer Raum, in dem man den Körper auf das heiße Bad im caldarium vorbereitete. (Daß solche Bäder im sonnigen Süden besonders beliebt waren, wundert uns zunächst; doch lehren auch im Sommer vorgenommene Proben in den erwähnten Bädern von Kenchela und Pascha Ludscha, daß Wasser von 40° C. und darüber höchst wohlig wirkt. Auch die modernen Japaner, deren Land ja klimatisch Italien ähnelt, und die Türken lieben heiße Bäder.) Nach dem Bad im caldarium nahm man ein kaltes im frigidarium oder, als Schwimmer, in der piscina; im dextritorium ließ man sich abtrocknen, massieren und parfümieren. Zum Turnen waren palaestra, ephebeum, conisterium bestimmt, für das sehr beliebte Ballspiel sphaeristerium, für Laufübungen stadium und xystus; aber auch ein Theater, eine Bibliothek und Räume für Vorträge der Gelehrten und Dichter fanden sich in den Diocletianusthermen, daneben Büffets und Käden.

Man heizte die gewaltigen Räume des Lau- und Warmbads durch eine Zentralheizung (44), das hypokauston (deutsch etwa: Heizung von unten her). Ihre Erfindung schreibt man dem Sergius Orata (1. Jahrh. v. Chr.) zu; wenn freilich das griechische hypokauston, nicht das lateinische vaporarium, ihr eigentlicher Name ist, so wird sie in Griechenland erfunden und in Italien von Sergius Orata nur eingeführt worden sein.

Eine Hypokaustenheizung, sei es für Bäder, sei es für Privatwohnungen, ist folgendermaßen eingerichtet. Unter dem Fußboden der Zimmer stehen eine große Menge kleiner Pfeilerchen, die aus viereckigen Siegelsteinen (s. Abb. 148) aufgemauert sind; auf Abb. 44 sieht man im Vordergrunde vier, im Hintergrunde neun in wirklicher Höhe, die übrigen nur in Lagen von drei bis sechs Steinen erhalten. Auf diesen Pfeilerchen also ruhte der eigentliche Fußboden (suspensura), zwischen ihnen aber strich von dem im Keller gelegenen Zentralofen heiße Luft unter dem Boden hin und erwärmte den Fußboden und damit das über ihm liegende Zimmer. Solche Heizanlagen sieht man in römischen Ruinen auch in Deutschland, z. B. in Trier und auf der Saalburg. — Es dauerte offenbar sehr lange, bis man mit den Hypokausten ein Zimmer erwärmt hatte. War dies aber einmal geschehen, so hielt die Wärme lange vor. Hypokaustenheizung verhält sich also zu unserer Ofenheizung etwa wie ein moderner sog. Berliner Ofen zu einem eisernen Kanonenofen. Wollte man übrigens ein Zimmer schneller heizen, so konnte man auch durch eine sonst verschlossene Öffnung heiße Luft direkt vom Heizraume hineinleiten; nur mußte man warten, bis in diesem das Feuer heruntergebrannt war, um nicht vom Rauche gestört zu werden.

Die Hypokaustenheizung ist praktischer als jede Art moderner Heizung. Denn die Wärme, die unsere Ofen und Heizkörper ausstrahlen, steigt sofort in die Höhe und erfüllt den unbenuzten Raum unter der Decke mit unverhältnismäßig hoher Temperatur. Die Hypokaustenheizung erwärmt dagegen zunächst den unteren Teil des Zimmers. Und sie bietet noch einen andern Vorteil. Hier und da sieht man an antiken Bauten, z. B. in Trier, in den Stabianer Thermen in Pompeii und in Häusern in Timgad, daß einer Mauer eines Hauses oder Zimmers eine andere in geringer Entfernung parallel vorgelagert ist; beide sind nur in Abständen durch Quersiegel verbunden. Der Hohlraum zwischen beiden Mauern wurde von

der Zentralheizung aus mit heißer Luft gefüllt. Dadurch hielt man eine ganze Mauer warm, was sich namentlich bei solchen, die frei und an der Wetterseite liegen, empfiehlt.

Moderne Baumeister, denen man vorschlägt, die Hypokaustenheizung bei uns einzuführen, lehnen das wegen technischer Schwierigkeiten kurzerhand ab. Da sünde ja die heutige Architektur recht tief, wenn sie etwas nicht fertig bringen könnte, was die Alten geleistet haben! Und wir verstünden weniger als die Orientalen, die ihre Bäder mit Hypokausten heizen; im Orient hat sich nämlich diese Heizung von den Zeiten des Altertums bis jetzt erhalten. Der wahre Grund für die Ablehnung ist wohl die Überzeugung, unsere in Ingenieurwissenschaft und Technik so fortgeschrittene Zeit könne von den „alten“ Römern unmöglich praktisch noch etwas lernen. — Weiteres über antike Heizung s. S. 46.

Militärwesen, Geschütze, Festungsbau (45—52). Wenn die technischen Leistungen der Römer heute vielfach nicht genügend anerkannt werden, weil ihr Studium dem großen Kreise der Gebildeten ziemlich fern liegt, so ist ein Gleiches für das römische Militärwesen nicht zu befürchten; man kennt vom Geschichtsunterricht in der Schule her, der auf Kriegsgeschichte besonderen Wert zu legen pflegt, die Erfolge des römischen Militärs. Wir meinen damit nicht die tapferen Leistungen in der oder jener Schlacht, denn solche weisen alle Zeiten und viele Völker ebenfalls auf; wir meinen nicht die Eroberung einzelner Länder, die in derselben Art vielen Feldherrn anderer Nationen geglückt ist; sondern wir weisen darauf hin, daß es römischer Staatskunst im Bunde mit römischer Militärwissenschaft gelungen ist, ein großes Reich zu schaffen, das sich von Portugal bis nach Persien, von Schottland bis hinein in die Sahara und bis an die Grenze von Äthiopien erstreckte, ein Reich, wie es seitdem die Weltgeschichte bis zum Entstehen des englischen Weltreichs nie wieder sah und zu dem sich die modernen europäischen „Großmächte“ ausnehmen wie Dänemark im Verhältnis zu Deutschland. Was aber das wesentliche ist: dieses Schritt um Schritt von den Legionen eroberte Reich war so festgefügt, daß es Jahrhundertlang inneren Frieden vor äußeren Feinden hatte — man vergleiche damit das Weltreich Napoleons I., des größten Eroberers seit der Römerzeit.

Wie dieser ungeheure, seitdem in Europa nie wieder erreichte Erfolg möglich wurde, ist hier nicht der Ort auseinanderzusetzen. Es genüge, die Vortrefflichkeit römischen Militärwesens an zwei Beispielen zu zeigen.

Im Besitze von Kanonen und Torpedos sind wir geneigt, auf antike Geschütze etwas mitleidig herabzusehen; aber man höre auch einen Kenner antiken Geschützwesens: „Im Jahre 1596 noch haben ernste und kundige Männer darüber verhandelt, ob es nicht besser sei, die Pulvergeschütze ganz aufzugeben und dafür Torsionsgeschütze nach den Anweisungen der alten Autoren zu erbauen . . . Die Leistungen von Schramms Rekonstruktionen (antiker Geschütze) beweisen mit Entschiedenheit, daß die Schußwirkung der Torsionsgeschütze tatsächlich die der Pulvergeschütze um 1600 übertraf“ (A. Schneider).

„Wir dürfen den römischen Kaisern unsere hohe Bewunderung nicht versagen“, äußert sich ein verdienstvoller Forscher über antike Militärmedizin, Oberstabsarzt Dr. Haberling in Düsseldorf¹⁾, „die in ihrer Fürsorge für ihre verwundeten und kranken Soldaten so weit gingen, daß sie die Stanzlager mit Lazaretten ausstatteten, die in ihrer ganzen Bauart uns lebhaft an eine moderne Krankenanstalt erinnern, und daß sie ein geschultes Sanitätspersonal der Truppe . . . beigaben, wie es in ähnlicher Vollkommenheit erst in der neuesten Zeit wieder bei den Heeren der Gegenwart zu finden ist. Mit dem Untergange des gewaltigen Weltreichs verschwanden auch diese Fürsorgeanstalten und Einrichtungen vollkommen . . . Mehr als ein Jahrtausend sollte vergehen, ehe wir überhaupt wieder davon hören, daß besondere Anstalten zur Unterbringung der erkrankten Soldaten eingerichtet wurden. Spanien gebührt der Ruhm, die ersten Militärlazarette wieder in seinen Heeren eingeführt zu haben (15. Jahrh.) . . . Weiter hat Frankreich vorbildlich auf die Weiterentwicklung der Militärlazarette eingewirkt. In Deutschland und zwar in Preußen hören wir durch eine Instruktion König Friedrichs I. vom Jahre 1707 zum ersten Male von Maßregeln zur Errichtung von Feldlazaretten . . .“

So weit Haberling. Das, was er sagt, ist typisch für die Kulturgeschichte, und wir bitten den Leser, sich nicht so sehr die Existenz antiker Militärlazarette einzuprägen als eben dieses Typische, daß eine Errungenschaft antiker Kultur mit dem Verfall des römischen Reichs untergeht, in der Zeit der Renaissance aber zu neuem Leben erweckt wird. Wenn wir bei den besten Männern der Renaissance eine ungemessene Bewunderung des Altertums finden, so erklärt sich dies eben daraus, daß kluge Köpfe erkannten, wie unendlich viel an Kulturwerten für die Menschheit aus der Wiederbelebung des Altertums zu gewinnen war. Nur diejenigen Staaten Europas, in denen die Altertumsstudien tiefe Wurzeln schlugen, sind die führenden geworden; daß wir Deutschen diese Studien mit am eifrigsten betrieben, war für uns wahrlich kein Schade. Und nach der Ansicht vieler einsichtiger Beurteiler haben sich die Verhältnisse in den letzten vier Jahrhunderten noch nicht so einschneidend geändert, daß wir einer Beschäftigung mit dem Altertum ganz entraten könnten. Praktische Vorteile, wie die Errichtung der Feldlazarette (nach antikem Muster!), sind allerdings kaum mehr zu erwarten, wenn sie auch nicht undenkbar wären (s. S. 8 und 15 über Kolonialwesen, S. 28 f. über Heilung, S. 41 über Mosaisken); aber auf geistigem Gebiete bleibt das Altertum eine nach wie vor unerschöpfte Fundgrube.

¹⁾ Deutsche militärärztliche Zeitschrift 58, 1909, S. 466.

Im einzelnen sei zu den Abbildungen folgendes bemerkt:

Auf der Saalburg hat Kaiser Wilhelm II. von allen zehn Geschützarten, die die militärtechnischen antiken Schriftsteller beschreiben, Rekonstruktionen oder Modelle aufgestellt, die Generalleutnant Dr. Schramm erbaut hat. Wir bilden davon den großen Onager ab (45). „Dieses mächtige Geschütz“, sagt Schramm, „das aber im Altertum immer noch an der Grenze zwischen kleinen und mittleren Kalibern stand, macht erst wirklich einen Begriff von der imponierenden Gewalt der Geschütze des Altertums. Die enorme Kraft des Spannsehnenbündels . . . hat . . . einen Anfangsdruck von 60 000 kg,“ d. h. vom Gewichte einer besonders starken Lokomotive; die Schußweite beträgt 370 m. Erfunden ist der Onager von den Griechen, die ihn monakon oder manganon nannten; übernommen wurde er wegen seiner Vortrefflichkeit nicht nur von den Römern (als onager, auch mangonium), sondern auch von den Arabern (manganig) und den Franzosen (mangonneau); auch das deutsche Wort Mangel (in manchen Gegenden Name der Wäschrolle) stammt übrigens daher. — Wir sehen an dem Geschütz zunächst ein auf Rädern ruhendes Gestell aus zwei starken parallelen Balken, die durch Querböden fest verbunden sind. In diesem Gestell ist ein Spannsehnenbündel aus starken, sorgfältig ausgesuchten Haufstriden (oder aus Tiersehnen) von der Mitte des einen Hauptbalkens zu der des anderen gespannt. Nun denke man an das Spannbündel, mit dem man noch heute die Sägen spannt, und an das in dieses gesteckte, auf dem Steg aufliegende Sperrholz, durch welches das Spannbündel verhindert wird, sich wieder aufzulösen. So wie in diesem Sperrholz eine gewisse Schnellkraft liegt, so gibt das Spannsehnenbündel dem Geschütz die Schießkraft. Es wird nämlich in das Bündel ein starker Pfahl eingesetzt (daher der griechische Name mon-akon, Einarm), der an seinem freien Ende eine Schleuder (Schlinge) zur Aufnahme des Geschosses, einer Stein- oder Bleikugel, trägt. (Die Schleuder ist bei näherem Hinsehen auf der Abb. erkennbar.) Dieser Pfahl erhält durch zwei schräg stehende Pfofen, zwischen denen er laufen muß, eine bestimmte Bahn; ein entgegenstehender Balken hält seinen Schwung in einem bestimmten Augenblicke an. Da das Spannsehnenbündel äußerst straff gespannt ist, so kann der Schleuderarm nicht mit der Hand zurückgezogen werden; vielmehr wird er mit Hilfe eines Stricks (Faschenzugs!) und einer Welle (rechts auf der Figur) herabgezogen und dadurch das Geschütz gespannt. Dann wird die Kugel in die Schlinge geleat: das Geschütz wird geladen. Die Abzugsvorrichtung ist auf der Figur nicht deutlich zu sehen. Beim Vorstoßen des Armes nun dreht sich das Geschöß infolge der Zentrifugalkraft nach außen und wird beim Ausprallen des Armes aus der Schlinge heraus und nach vorn geschleudert; die Schlinge ist nämlich so einarrichtet, daß sich im gegebenen Augenblicke durch die Zugkraft des Geschosses ihr eines Ende von dem Arme löst. — Onagerkugeln von der Größe unserer früher üblichen Kanonenkugeln sind in beträchtlicher Menge in Karthago gefunden worden (jetzt im Musée Naouii in Tunis).

Der Feldherr (46) trägt eine Tunica (S. 9), darüber den Panzer, thorax, um die Schultern den langen Feldherrnmantel, paludamentum, an den Füßen Schnürstiefel, cothurni. Der Panzer ist mit Relief verziert, das hier zwar nicht gerade eine hervorragende Arbeit darstellt, an anderen Feldherrnstatuen aber, z. B. an der berühmten des Augustus

von Prima Porta, von künstlerischem Werte ist. Dies bedeutet einen Unterschied gegen heututage; unsere Offiziere konnten in ihrer Uniform wohl Wert auf Eleganz, aber nicht auf künstlerischen Schmuck legen (vgl. S. 42). — Der Centurio (47) trägt Schuppenpanzer, cataphractes, und Kriegsmantel, sagum, an den Unterschenkeln Beinschienen, ocreae, an den Füßen geschlossene Schuhe, calcei (Abb. 140). Der Rebstock, vitis, ist das Abzeichen seiner Würde; ein Centurio hatte das Recht, die Mannschaften zu schlagen. Die Medaillons auf dem Panzer, phalerae, der Halsring, torques, an dem zwei derselben Art hängen, und der Kranz im Haar, corona, sind Ehrenabzeichen. — Der Regionsoldat auf dem Marsche (48) trägt Tunica, eine Art Schuppenpanzer, lorica segmentata, und einen Metallgürtel, cingulum, Hosen, braciae (da er im kalten Norden dient; deswegen auch das Halstuch, focale), offene Stiefel, caligae (Abb. 138). Seine Verteidigungswaffen, arma, sind Helm, cassis, während des Marsches an einem Haken an der r. Schulter getragen, und Schild, scutum; die Angriffs- waffen, tela, sind kurzes Schwert, gladius, am Wehrgehent, balteus, auf der e c h t e n Seite hangend, und der Speiß, pilum, unten mit einer Spitze zum Einstechen in die Erde. Sein Gepäc trägt der Soldat an einem Stocke (Tragreiß), furca; es besteht aus einem Kofferchen mit Riemen, einem Netz für Proviant, einem Topf mit Löffel und einem Wasserschlauch (S. 39). — Der Kavallerist (49) trägt Lederfoller, Hosen, sagum, caligae (s. o.), eine Sturmhaube. Das Pferd hat herzförmige phalerae (s. o.). (Beschreibung von 46—49 nach Stephan Cybulski.)

In Lambaesis in Algerien errichtete sich die legio III Augusta (vgl. Abb. 148, 158) ein festes Lager in Steinbau mit breiten schönen Säulenstraßen und Thermen, „das beste überhaupt erhaltene Beispiel eines römischen castrum“. Im Schnittpunkte des cardo und des decumanus (S. 22) erhebt sich heute noch das sog. Praetorium (50), „das allerdings einen Teil der Stabsgebäude ausmachte, aber nicht die Wohnung des Generals bildete. Es ist zweigeschossig, mit vier gewaltigen Durchgängen, die von kleineren Nebenbogen beleitet sind. . . . Im Innern trugen vier riesige Pfeiler das Dach und teilten den Saal in drei Schiffe“ (Kühnel). — Rom hat auf dem linken Tiberufer 3. C. noch seine antike Mauer (51), die im 3. Jahrh. n. Chr. in einer Länge von 15 km und einer Höhe von 18,8 m (also in der eines dreistöckigen modernen Wohnhauses) errichtet ist. — Ebenso ist die Stadt Autun noch heute von der antiken Mauer umgeben. Zwei Tore durchbrechen diese; das hier abgebildete (52), nach einem nahen fließchen Porte d'Arroux genannte, 17 m hoch, 19 m breit, hat vier Durchgangsbogen und oben eine Galerie mit 10 (jetzt 7) Arkaden und korinthischen Pilastern.

III. Privatarchitektur (53—59).

Die Kaiserpaläste. Schon in republikanischer Zeit war der mons Palatinus in Rom die Gegend, in der die vornehmsten Bürger der Stadt ihre Häuser hatten. Von Augustus an wohnten die Kaiser dort, und der Palatinus bedeckte sich mit den kostbaren Bauten, deren Nachbildungen später Paläste oder Pfalzen oder

Palais genannt wurden. Man gräbt die Paläste auf dem Palatin jetzt aus, und sie werden eine Hauptsehenswürdigkeit Roms bilden. Auch außerhalb Roms gab es Kaiserpaläste, so in Trier, in Tivoli (Tibur), wo die Villa des Hadrianus so ausgedehnt ist, daß eine bloße Durchwanderung ihrer Ruinen Stunden erfordert, und in Spalato (Salona).

Dort erbaute sich Kaiser Diocletianus nach seinem Rücktritt von der Regierung (305 nach Chr.) einen Palast, den er bis an sein Lebensende bewohnte. Das weitläufige Gebäude, das auch die persönliche Sicherheit des alten Herrschers gewährleisten sollte, ist eine Mischung eines römischen Militärlagers und eines kaiserlichen Schlosses und von starken Mauern umzogen. Im 7. Jahrh. flüchteten die von Feinden bedrängten Einwohner von Salona in diesen festungsähnlichen Bau, und bis auf den heutigen Tag birgt er in sich eine Stadt, das jetzige Spalato (vgl. auch Abb. 24). Von den Wohnräumen des Kaisers und anderen alten Baulichkeiten ist nicht wenig erhalten, aber vielfach in moderne Häuser eingebaut und also nicht sichtbar; der Dom der Stadt war wohl früher das Mausoleum, das sich der Kaiser in seinem Palaste errichten ließ (53). Die Schönheit der Bauten und ihres Schmuckes reicht an die früheren Zeiten nicht heran. Aber schon die Mächtigkeit der Anlage ist sehr eindrucksvoll und warnt vor dem beliebten Fehler, die Kultur der späteren römischen Kaiserzeit, die man sich gern als recht niedrig vorstellt, falsch zu bewerten. Denn dieses „sinkende“ Altertum (S. 19) stellt doch für einen seiner Herrscher einen Palast her, der die Schlösser aller modernen Monarchen übertrifft: welches von diesen wäre groß genug, um eine Stadt in seinen Mauern zu beherbergen?

Bürgerhäuser (54—59). Abb. 54 scheint schon durch die kleinen Fensterlücken und den Mangel jeden Fassadenschmuckes die Dürftigkeit des dargestellten Hauses zu bezeugen. Aber dieses Urteil ist, wie auch dem oberflächlichsten Besucher Pompeiis klar wird, falsch. In Wahrheit war das Haus die Wohnung einer wenn nicht vornehmen, so doch reichen Familie, die im Innern ihr Heim mit Kunstwerken mannigfachster Art, darunter mit entzückenden Malereien, schmückte. Wenn man also den Fassadenschmuck unterließ, so geschah das nicht, weil man ihn nicht anbringen konnte, sondern weil man nicht wollte: beim pompeianischen Hause ist das Äußere nichts, das Innere alles.

Sein Hauptcharakteristikum ist seine Traulichkeit, der völlige Abschluß nach außen, der so weit geht, daß man sogar auf Fenster möglichst verzichtet. Wie aber erhalten nun die Zimmer Licht und Luft? Man öffnet sie im I n n e r n des Hauses mit der T ü r auf das nur halb gedeckte Atrium und auf den mit Säulen umgebenen Hofgarten, das Peristylon, peristylum (s. u.). Da der Südländer Kälte weder fürchtet noch sehr zu fürchten braucht

— Regen ist ihm viel mehr und in einer für uns späßhaften Weise unangenehm —, so hielt man die Türen den größten Teil des Jahres offen und erreichte so namentlich in den Peristylzimmern, die sozusagen im Freien liegen, den von dem Italiener über alles geschätzten Aufenthalt an der frischen Luft. Wie intensiv aber durch die auf Abb. 54 (oben) sichtbaren zwei Dachlufen das Sonnenlicht des Südens eindringt, das muß der Nordländer in Pompeii selbst sehen; wenn man es ihm nur beschreibt, so glaubt er's nicht. Fenster waren also nicht oder kaum nötig!

So entstand ein Haus, das von dem modernen völlig verschieden ist. Und doch braucht es deswegen nicht unpraktisch zu sein; im Gegenteil, es war sehr wohnlich, sehr bequem, sehr elegant. Als wir noch in Italien reisten, konnte man schon in Verona an nicht ganz modernen Häusern den Abschluß von der Außenwelt beachten. Man warf durch den Hausflur einen Blick in den mit Gartenanlagen, Springbrunnen, einer Statue oder einem Wandgemälde geschmückten Hof und sah, daß dieser im Süden etwas anderes bedeutet als in unseren Städten jener Winkel mit Teppichfange und Aschengrube. Dasselbe lehrt der Patio in Spanien.

Freilich haben alle heutigen italienischen Häuser doch Fenster. Bei Beurteilung der fensterlosen, immer offen stehenden Zimmer in Pompeii aber denkt man gern an sein nordisches Heim mit dem zur Winterszeit so schätzenswerten Ofen. Dann allerdings erscheinen antike Wohnräume sehr frostig und ungemütlich. Aber reiche Häuser des modernen Damaskus, die den antiken Brauch ziemlich rein befolgen, und südliche Hotels, wie auf dem schrecklich heißen Malta oder in der im Sommer glühenden Sahara-oase Bisfra, in denen sich die Zimmer einzig mit der Tür nach einem lustigen Umgang öffnen, zeigen dem Reisenden, daß die antike Bauweise für Sonnenländer nicht unrichtig ist.

Man betritt das Haus (54) von der Gasse aus durch die auf der Abb. sichtbare Tür, auf dem Plane bei B, und zwar durch einen Vorraum a (vestibulum), an dessen Ende die Haustür lag, und einen Korridor b (fauces). Zunächst gelangt man in das atrium (c), dessen Lage auf der oberen Abb. an der großen Dachlufe (in Wahrheit einem großen Lichteinlasse) kenntlich ist, und in zwei anschließende Räume (alae, h, i). Das Atrium war der Hauptraum des altitalischen Hauses, bestimmt zum Wohnen, Speisen und Schlafen; später, als man dem Hause das Peristyl angliederte, wurde es ein Empfangs- und Repräsentationstaum. Auf das Atrium folgt das unter griechischem Einflusse entstandene und griechisch benannte peristylum, eine Säulenhalle (l), (auf der oberen Abb. ganz

oben), die einen Garten (m) umgibt; an ihr liegen die Zimmer n, o, p, q, r. Daneben hat das Haus der reichen Vettier noch ein zweites kleines Atrium (v, auf der oberen Abb. an der kleinen Dachlufe kenntlich) und ein zweites Peristyl (s). n, p, t sind Speisezimmer, u ist ein Schlafzimmer, w die Küche (Abb. 72), x die Kammer des Kochs. In den meisten Häusern liegt zwischen Atrium und Peristyl noch das tablinum, ein offener Raum zum Aufenthalt im Freien.

Unmittelbar nach der Verschüttung Pompeii wurde die Stätte von den Überlebenden durchgraben und alles Kostbare nach Möglichkeit aus dem Schutt emporgezogen. Viele Besucher Pompeii, die das nicht wissen (eigentlich ist es ja selbstverständlich; auch in Messina hat man sofort nach dem letzten Erdbeben gegraben), wundern sich trotzdem nicht über den Mangel an Einrichtungsgegenständen; solche, meinen sie, hatten eben die „Alten“ gar nicht! Durch einen Zufall ist ein Teil des Vettierhauses den antiken Ausgräbern fast entgangen, und so fand man dort im Peristyl (55) den größten Teil der einstigen reichen Ausstattung, 8 marmorne Wasserbeden, 9 (einst 12) Statuetten, aus denen in diese Becken Wasser floß, im Garten zwei Springbrunnen, Doppelhermen und Marmortische. Es war ein glücklicher Gedanke der Ausgrabungsleitung, alles dies an seinem Orte zu belassen: „nirgends hat der Besucher so wie hier den vollen Eindruck der antiken Wohnung.“

Auf ein Peristyl breit geöffnet zu denken ist das Zimmer (56), das F. Duban mit glücklicher Phantasie und unter genauer Anlehnung an die Fundstücke mit antiken Einrichtungsgegenständen gefüllt hat. Das Bild zeigt die vornehme Eleganz eines antiken Interieurs.

Soviel lehrt also das pompeianische Haus, und es ist nicht wenig. Unsere Architekten reformierten in berechtigter Opposition gegen unsere Mietskasernen den Privathausbau; moderne Wohnungen sollen der deutschen Eigenart, der unseres Landes und daneben künstlerischen Anforderungen entsprechen. Wer nun Pompeii nicht in drei Stunden flüchtig durchwandert, sondern seine Häuser studiert, der erkennt, daß die moderne Forderung unserer Architekten von den alten Baumeistern glänzend durchgeführt ist: das pompeianische Haus entspricht ja den Bedingungen, die das Klima und die italienische Eigenart stellen, durchaus. Aber auch einer andren, nicht wenig beschämenden Wahrheit sollte sich der Besucher Pompeii nicht verschließen. Wenn heute die am Vesuv liegenden Orte oder auch eine beliebige Stadt Europas, die in ihrer Größe und Bedeutung Pompeii entspricht, durch einen vulkanischen Ausbruch verschüttet und in 2000 Jahren ausgegraben würde, so würden die Ausgräber im Vergleich zu den jetzt in Pompeii tätigen modernen Kunstvielen weniger finden. Wo hat unsere Kultur in einer Landstadt Mosaiken, wo Wandmalereien, wo Bronzestatuen? Und dieser Kunstreichtum findet sich im Altertum überall da, wo immer

antike Privathäuser aufgedeckt werden, so in Nordafrika, Germanien, Britannien.

Nicht ausdrücklich genug kann jedoch vor dem Irrtum gewarnt werden, als ob das pompeianische Haus nun überhaupt den Typus eines römischen Wohnhauses der Kaiserzeit darstelle; Abb. 57—59 sollen helfen, diese weit verbreitete Ansicht zu bekämpfen. Häuser einer deutschen Kleinstadt sehen anders aus als die Berlins, und ebenso ist der Typus des pompeianischen Hauses nicht ohne weiteres auf die antiken Häuser Roms zu übertragen (S. 17). Vor allem aber ist klar, daß der Römer, der sich im heißen Nordafrika ansiedelte, sein Privathaus anders baute als der, den sein Geschick nach Germanien führte. So sahen also schon antike Gutshöfe in Tunisien (57, 58) ganz anders aus als die pompeianischen Kleinstadthäuser. Und es war keine geringe Überraschung, als in Italien selbst, und zwar in Ostia, 1910 Häuser aufgedeckt wurden, die den pompeianischen insofern widersprechen, als sie tatsächlich große Fensterreihen nach der Straße zu haben (59). 1912 hat man schließlich mit verbesserter Grabungsmethode in Pompeii selbst in der Abbondanzstraße einige Häuser gefunden, deren obere Stockwerke nach der Straße zu durchweg hohe große Fenster aufweisen. Siehe auch Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit (Wiss. u. Bildg. 112), 2. Aufl., S. 43 ff.

IV. Kunst und Kunstgewerbe (60—118).

Bevor die Römer mit den Griechen bekannt wurden, haben sie in der Kunst fast nichts geleistet (S. 5, 52). Nach der Eroberung Griechenlands und Kleinasien beehrte man dann auch Rom so mit Werken der Plastik und Malerei zu schmücken, wie man dies im unterworfenen Osten kennen gelernt hatte. Wir urteilen wohl nicht zu hart, wenn wir als Grund dieser Kunstsehnucht in den rauhen Kriegsheuten nicht sowohl den Wunsch annehmen, sich mit Schönerem zu umgeben, als vielmehr lediglich die Gier, das auch zu besitzen, was man bei den Griechen so hoch geschätzt sah. Denn wenn das Volk, dessen höhere Bildung man allenthalben empfand, die Werke der Kunst liebte und pries, so mochte doch wohl in ihnen ein gewisser Wert liegen — den man nun auch anerkannte, vielleicht ohne ihn zu sehen. So begann jener große planmäßige Kunstraub, der griechische Statuen zu Tausen-

den nach Rom führte, und eine eifrige Kopistentätigkeit, die den Besitz eines berühmten Werkes solchen verstattete, denen der Erwerb des Originals unmöglich war. Diese parvenuhafte Stellung des Römers zur griechischen Kunst wird in vielen Kreisen lange dieselbe geblieben sein. Später hat man dann wirklich sehen gelernt und brauchte das Kunstverständnis nicht mehr bloß zu heucheln. Aber dabei ist es schließlich auch geblieben; den von den Griechen geschaffenen Formenschatz wesentlich zu erweitern haben die Römer kaum vermocht. Inwieweit dies der Fall war und ihnen also eigne schöpferische Kunstleistung zuzusprechen ist, ist noch strittig; sicher können wir selbständige römische Werke nur im Porträt und im Relief (S. 10 zu Nr. 8) finden.

Wenn wir aber die Originalität des Römers nur wenig bewundern können, so ist um so erstaunlicher, in welchem Grade vom Beginne der Kaiserzeit an die Kunst in alle Schichten des Volks dringt. Die Gegenwart muß es beklagen, daß die Kunst doch schließlich Besitz und Freude der Gebildeten und Vermögenden bleibt und niederen Schichten verschlossen ist; im römischen Altertume dagegen gehörte etwa von Christi Geburt ab Plastik, Malerei und Kleinkunst schlechtweg allen, auch den Armsten; sie erfüllte Straßen, Plätze und öffentliche Gebäude. Man gegenwärtige sich, daß aus dem griechisch-römischen Altertume noch etwa 10 000 Statuen erhalten sind, und daß das naturgemäß nur ein ganz verschwindender Bruchteil des vor 1600 Jahren Vorhandenen sein kann; schmückte doch M. Scaurus ein Theater mit 3000 Bronzestatuen! Danach müßte eine moderne Stadt mit ihren öffentlichen Kunstwerken und den in den Wohnungen der Reichen verteilten Plastiken einem Römer der Kaiserzeit beinahe als kunstlos erscheinen; auch nicht in der Berliner Siegesallee, sondern nur am Mailänder Dom mit seinen 2000 Marmorstatuen fände er eine Erinnerung an seine Zeit. Die Anzahl aber von Kunstwerken, die allüberall in fast erdrückender Überfülle zu sehen waren, verfehlte im Altertume natürlich nicht, den künstlerischen Blick des Volks zu bilden.

Plastik (60—69). Bei weitem nicht alle antiken Statuen und Reliefs der italienischen Museen darf der Beschauer als Denkmäler römischer Plastik auffassen. Sie zerfallen vielmehr in drei Gruppen: eine (heute recht kleine) von griechischen Originalwerken, die die Römer aus Griechenland herüberbrachten, eine, die bei weitem zahlreichste, solcher Werke, die noch im Altertume

mehr oder minder handwerksmäßig nach griechischen Vorbildern kopiert sind, und eine dritte von Erzeugnissen rein römischer Plastik. Nur die letzte beschäftigt uns in diesem Bändchen; antike Kopien griechischer Werke kommen hier nur insoweit in Betracht, als sie beweisen, wie ungemain auch auf dem Gebiete der Plastik die römische Kultur von griechischer abhängig war.

Selbständig sind die Römer besonders im Porträt. Mit vollendetem Realismus stellte der römische Bildner Porträts in Bronze oder Marmor her, deren Treue über die scheinbar größtmögliche, die photographische, fast noch hinausgeht. Dabei braucht er nicht Werke zu schaffen, in denen Realismus identisch mit Hässlichkeit ist. Man sehe den wunderbaren Kopf eines uns sonst unbekanntes Römers aus dem 1. Jahrh. v. Chr. (60). Das ist ein vir! fest, flug, klar, streng; kein unnützes Wort geht aus seinem Munde. Und welche Augen! Wir geben das Bild des jetzt in Boston, Mass. befindlichen Kopfes auch mit der Absicht, nebenbei zu zeigen, wie rührig die Amerikaner Antiken erwerben, so daß wir jetzt Prachtstücke antiker Kunst nicht mehr nur in europäischen Museen zu suchen haben (s. auch Abb. 94); diese praktischen Leute bemühen sich mit allen Mitteln, Kenntnis und Wertschätzung antiker Kunst in ihrem Lande zu verbreiten. — Von gleicher Lebenswahrheit ist das Bild einer Frau aus dem Volke (Abb. 61), ein Bestiztum der an Schätzen überreichen Glyptothek Ny-Carlsberg, die dem feinsinnigen Kunstverständnis eines dänischen Großindustriellen, Jacobsen, ihre Entstehung verdankt und deren Besuch den nach Dänemark reisenden Deutschen nicht dringend genug empfohlen werden kann, da sich diese Glyptothek unserer Münchener sehr wohl als gleichberechtigt zur Seite stellt. — Viele machen sich von den Römern und Römerinnen ein Bild nur nach den Schilderungen der Kriegszüge oder der Verschwendungssucht des kaiserlichen Roms, wovon man mit Vorliebe erzählt. Hier sieht man eine antike Frau in anderem Lichte. An Abermaß von Vornehmheit leidet sie offenbar nicht, wenn sie auch in ihrer Frisur elegant sein möchte. Sie isst gern und gut; Bücher liest sie nicht; ihre Dienstboten versteht sie mit Energie zu kommandieren. Lesen wir damit zu viel aus dem Porträt heraus? Wer an den Anblick der scheinbar so blöden Augen nicht gewöhnt ist, suche sich nach dem S. 9 Gesagten darüber hinwegzusehen. — Die Engländer kamen auf den Schiffen ihres Volks schon vor mehr als hundert Jahren oft in die Länder des Mittelmeers und begeisterten sich dort für antike Kunstwerke, die sie eifrig sammelten. So beschäftigte 1802 Lord Elgin etwa ein Jahr lang 300—400 Arbeiter damit, von dem Parthenon in Athen fast den gesamten künstlerischen Schmuck wegzunehmen; die Ausbeute brachte er in 200 Kisten nach London. Auch englische Herrensitze bezogen viele Antiken, die der wissenschaftlichen Forschung durch das Werk des deutschen Archäologen Michaelis zugänglich gemacht worden sind. Abb. 62 zeigt ein in englischem Privatbesitz befindliches, bisher wenig bekanntes Werk. Der Knabe mit dem feinen Mündchen, den zarten Lippen, dem reichen Haar ist in der Seitenansicht ein Beispiel schönen Menschentums; von vorn gesehen verleugnet er nicht eine gewisse Derbheit und Stämmigkeit eines Römerjungen. — Der Porträtkopf eines Mädchens (64; Nasenspitze abgebrochen) zeigt eine

zierliche Frisur des reichen Haars. Eine reiche römische Familie ließ sogar einen wenige Tage alten Säugling (63) in Marmor porträtieren; der Kopf trägt alle Merkmale eines eben geborenen, aber wohl kaum lebensfähigen Kindes. (Nase, Ohrmuschel, Hals und Brust sind modern ergänzt.)

Abb. 65 zeigt einen gefangenen Barbaren; die Binde im Haar bezeichnet den Häuptlingsrang. Der Statue fehlen beide Hände. Entweder weist dies auf eine grausame Verstümmelung von Unterworfenen des Volkstammes, den der Dargestellte repräsentiert, oder die Statue ist unfertig, und die Hände sollten in besonderen Stücken angefertigt werden.

Aber Abb. 66 s. S. 16. Der Kopf der Statue beweist, daß sich die Porträtkunst in Rom bis in späte Zeiten auf der Höhe gehalten hat. Der Dargestellte trägt zwei Tuniken übereinander, eine mit, eine ohne Ärmel, darüber die Toga. Diese Tracht war im Anfang des 4. Jahrh. üblich; noch ist aber die porträtliche Darstellung vorzüglich. — Über 67 s. S. 16.

Als Beispiel der dekorativen Plastik mögen Brunnenfiguren dienen, die in der antiken Kunst sehr häufig sind (S. 35). Sie sind oft, weil sie sich auch in den Peristylen minder Begüterter fanden, sehr handwerksmäßig gearbeitet, nicht selten aber auch gute Kopien trefflicher Vorbilder, und wir bewundern die Fülle der Motive, die man in ihnen zu verwerten gewußt hat. Die Aufgabe, das Wasser gewissermaßen organisch aus der dargestellten Figur herausprudeln zu lassen, ist oft sehr hübsch gelöst. So hat ein Silen aus einem Schlauche getrunken und sich dabei berauscht, und nun liegt er an den Schlauch gelehnt und schläft, aber er hat vergessen, diesen zuzubinden, und unaufhaltsam entströmt nun das kostbare Naß. Oder ein Silen (Abb. 68) hat knieend den Schlauch gefüllt und erhebt sich mit der schweren Last, wobei er sich mit der Linken aufstützt; doch das Band des lässig zugemüpfen Schlauchs hat sich gelockert, und seine Arbeit wird wohl vergebens gewesen sein. Gewiß hat man solche Szenen im Leben oft am Brunnen beobachtet. Abrißens finden wir diesen Silen noch einmal, und zwar an der Skene des Dionysostheaters in Athen, dort als Stützfigur. Beide Werke kopieren ein älteres Vorbild griechischer Kunst (S. 37 f.), das athenische Exemplar minder geschickt, weil dort das Spafshafte der Situation wegfällt, das uns an der römischen Figur erheitert. Das griechische Original war wohl als Brunnenfigur gedacht und stammt aus hellenistischer Zeit (nach Alexander dem Gr.). — Man beachte auch den Schlauch, wie solche seit den ältesten Zeiten bis jetzt im Süden gebräuchlich sind. Es sind Tierhäute, die, wenn sie gefüllt sind, noch einigermaßen die Form eines Tieres haben (siehe auch Abb. 48).

Die Tierplastik (69) schuf teils Porträts von Tieren, die ihr Besitzer besonders liebte, teils Brunnenfiguren, teils reine Kunstwerke ohne besonderen Neben Zweck, die den Beschauer an sich, lediglich durch die gelungene Naturwiedergabe eradren sollten. Ein Besuch des „Saales der Tiere“ im Vatikan zeigt die Höhe, auf der die antike Tierplastik stand. An unserer Tiergruppe beachte man, wie naturwahr der Hund an der Haut des Hirtens reißt und zerrt. Doch nicht nur deswegen ist die Abbildung gewählt; sie soll an einen Umstand erinnern, an den viele Besucher von Antikenmuseen nicht denken. Erste Pflicht beim Betrachten jedes antiken Kunstwerks ist, nach den modernen Ergänzungen zu fragen. Frühere Jahrhunderte hielten es für unmöglich, Werke der Plastik in dem zerrümmerten Zustande, in dem ja meist die Antiken gefunden werden, einem Museum

einzureihen. Erst seit neuester Zeit läßt man die Kunstwerke nicht mehr restaurieren, da man sah, daß der ausbessernde Künstler die Absicht des alten Meisters doch nur ganz selten traf. In manchen Museen ließ man jüngst sogar von allen Stücken alten Bestandes die Ergänzungen wegnehmen, so im Dresdner Albertinum. In Italien beunruhigt man sich jetzt, neu gefundene Werke so, wie man sie ausraub, aufzustellen; ältere, schon ergänzte Werke aber beläßt man in diesem Zustande. Wie oft aber führen diese Ergänzungen irre! Man sieht an unserer Gruppe, daß das zierliche Schreiten der Vorderbeine für die Situation des überfallenen Hirsches ebensowenig paßt wie das zu graziose Neigen des Kopfes, in dem sich der Schreck und Schmerz des Tieres nicht genügend ausdrückt. Aber gerade die fehlerhaften Teile unserer Gruppe sind nicht antik. Nur der Leib des Hirsches, Kopf, Vorderbeine und Hinterpfoten des Hundes sind alt. Würde man die ergänzten Teile der Gruppe wegnehmen, so wäre sie manchem zwar zunächst unverständlicher; aber bei einiger Übung lernt man bald, über das Fehlende hinwegzusehen. Und die etwaige Einbuße an künstlerischem Genuß bei der Betrachtung von nicht ergänzten Kunstwerken ist ein kleineres Übel als das falsche Urteil, auf das bei ergänzten gerade der Laie geführt wird, der sich die oben angeregte Frage nach den Ergänzungen nicht vorzulegen gewöhnt ist. Als allgemeines Merkmal kann gelten, daß man Ergänzung bei allen zierlich und dünn aus Marmor gearbeiteten Stücken annehmen muß, die nicht besonders gefügt waren. Von den Beinen unseres Hirsches kann ein Kundiger die Ergänzung fast mit Sicherheit behaupten, noch ehe er den wissenschaftlichen Katalog des Museums darüber nachschlug.

Malerei (Abb. 10, 21, 57, 58, 70—76, 104—107, 119, 122, 132, 142, 146). Wenn wir S. 26 sagten, ein antiker Römer würde keineswegs jede Errungenschaft unserer Kultur als Fortschritt anerkennen, so gilt dies namentlich von unserer geschmacklosen Art, die Wände mit bedrucktem Papier zu bekleben, einer Sitte, die nicht einmal der ‚unkultivierte‘ Orientale kennt. Was im Orient die Wandteppiche, das sind im Altertum die Wandmalereien, nur noch unendlich mannigfaltiger; denn jene bieten Muster, diese Bilder. „Wie begnadet war jene Zeit, die noch die papierne Tapete nicht kannte! Jede Wandmalerei, sei sie noch so gering, war doch eine Originalarbeit, über deren Vorzüge und Fehler sich reden ließ“ (Birt). Wir kennen diese Art der Malerei besonders gut aus Pompeii; allein das Vettierhaus weist 88 Wandbilder auf. Die pompeianische Wandmalerei ahmt entweder auf plastischem Stuck eine Verkleidung der Wand mit edlen Marmoren nach, oder sie erweckt durch die raffinierte Perspektive aufgemalter Architekturteile äußerst geschickt den Anschein, als ob das Zimmer viel größer sei, als es in Wirklichkeit ist (bei unsern Tapeten erhöht eine unter der Decke aufgeklebte etwas hohe sog. Hohlleiste das Zimmer scheinbar). Vielfach sehen wir

daneben mythologische Szenen der griechischen Sage dargestellt. Dies und anderes führte darauf, den Ursprung der pompeianischen Wandmalerei bei den Griechen zu suchen. „Hinsichtlich der Ausschmückung ihrer Häuser wohnten also Römer wie Campaner in den Häusern einer stammfremden Nation“ (Marty), wie wir ja auch in Deutschland lange französisches Mobiliar als den würdigsten Schmuck unserer Wohnungen ansahen. Neueste Untersuchungen lassen allerdings den 2. bis 4. pompeianischen Dekorationsstil in Rom entstehen und von da nach dem Orient dringen. Vgl. S. 9. — Da alle Wände der Zimmer mit Malereien bedeckt zu sein pflegten, so folgt übrigens daraus, daß in den Wohnräumen wandverdeckende Möbel, besonders Schränke, nicht gestanden haben können, wie wir diese ja jetzt auch nicht mehr als Zimmerschmuck auffassen. Die in Pompeii (in Spuren, nicht als Ganzes) gefundenen Schränke müssen sich in Nebenräumen befunden haben.

Ein Beispiel eines mythologischen Wandbildes gibt Abb. 71. Dagegen ist rein ornamental auch in den figürlichen Teilen (Jüngling, Mädchen, Eroten, Tiere) die schöne Decke der Stabianer Thermen in Pompeii (72). Hier und in Abb. 73, 74 zeigt auch schon ein nicht farbiges Bild, wie edel die sorgfältig ausgeführte Arbeit wirkt. Abb. 73 gibt bemalte, ornamental gehaltene Stuckdekorationen eines Grabes an der Via Latina in Rom, aus dem 2. Jahrh. vor Chr. (?), die in starker Anlehnung an griechische Vorbilder entstanden.

Eine bedeutende Rolle spielte die Mosaikmalerei (57, 58, 74—76, 122), die ganz besondere Beachtung verdient. Denn während die meisten andern Kulturerrungenschaften des Altertums früher oder später vom Norden angenommen wurden, hat diese edle Kunst bei uns bisher noch keinen rechten Boden gefunden; eine wenn auch späte Annahme der Mosaikmalerei ist vielleicht bei uns noch möglich, da das Altertum ja (hoffentlich!) noch nicht aufhört, uns zu erziehen. In Italien hat die Mosaikmalerei im ganzen Mittelalter mehr wie alle anderen Künste geblüht (Ravenna, Venedig) und wird heute noch gepflegt (Päpstliche Mosaikfabrik im Vatikan), wenn auch längst nicht so wie einst. Ihre Beliebtheit im Altertume zeigt eine Villa in Mithina (Agerien), die allein 67 Mosaiken besaß; insgesamt kannten wir (bis Kriegsbeginn; neuere Nachrichten fehlen) aus dem römischen Nordafrika 1056, aus Frankreich, dem an Mosaiken reichsten Lande des Altertums, 1674 Mosaiken.

Natürlich ist Ausführung und künstlerischer Wert der Mosaiken je nach dem finanziellen Aufwand des Bestellers und der Begabung des Künstlers

sehr verschieden. Manche Mosaikbilder wie Abb. 122 sind wenigstens durch ihren Gegenstand interessant; es finden sich aber auch Prachtstücke ersten Ranges. So wirken die Mosaiken 74, 76, im Original von gewaltiger Größe, schon durch die entzückenden Formen der Ranken und Ornamente, ungleich mehr freilich noch durch ihre Farben, die hier fehlen mußten. — Abb. 75 zeigt, wie das Christentum die Kunst in seinen Dienst nimmt. S^a. Pudentiana ist nach der Legende die älteste Kirche Roms und an der Stelle erbaut, wo St. Pudens, der den hl. Petrus bei sich aufnahm, mit seinen Töchtern Praxedis und Pudentiana wohnte. —

Küche. Abb. 77 (aus räumlichen Gründen hier eingefügt) zeigt die Küche, die in dem zu Abb. 54, 55 besprochenen reichen Hause erhalten ist. Sie kann einer deutschen Hausfrau nicht imponieren. Das ist kein Schmuckstückchen mit sauberen und in Ordnung aufgereihten Geräten, sondern ein enger hoher Raum mit einfach aufgemauertem Herde; unter diesem ist ein Platz zur Aufbewahrung der Feuerung. (Man fand im Vettierhause noch das Kochgeschirr, ja die Asche des Feuers, auf dem die letzte Mahlzeit vor der Verschüttung Pompeis zubereitet worden war.) In ärmlichen Häusern des Altertums fehlten die Küchen zunächst ganz; man bereitete das bißchen Fisch oder Fleisch, das der Italiener neben Brot, Wein, Salat und Obst beansprucht, auf einem kleinen tragbaren Ofen zu. Andererseits ist in einigen Häusern in Pompeii ein kleiner Backofen für Kuchenbäcker vorhanden. In der späteren Zeit des Römertums müssen dagegen Küchenanlagen durchaus üblich gewesen sein. Wichtig ist, daß ein besonderer Kochraum früher auch den Deutschen unbekannt war; sie übernahmen diese Kulturerrungenschaft von den Römern, und unser Wort Küche ist ebenso lateinischen Ursprungs wie die Namen mancher Küchengeräte (Mörser, Trichter) und fast aller Küchenträuer.

Geräte, Möbel, Schmuck (78—118). „Immer wieder staunt der Beschauer über die Regsamkeit der künstlerischen Phantasie, die auch das allergewöhnlichste, von der modernen Kunstindustrie keiner weiteren Beachtung gewürdigte Gerät in Stube und Küche charakteristisch zu formen und sinnvoll zu beleben verstand, ohne daß der unmittelbaren Zweckmäßigkeit dabei ein Abbruch geschähe... Auch manchem Altgewohnten und Bekannten wird der Beschauer hier begegnen; denn nicht wenige dieser Formen und Ornamente an Becken und Krügen, an Unterfüßen und Leuchtern sind auch der Industrie unserer Tage geläufig“ (Helbig). Mit diesen Worten kennzeichnet ein Gelehrter zwar speziell die Sammlung von Bronzegeräten des Etruskischen Museums im Vatikan, aber sie heben das Charakteristische der meisten antiken Geräte hervor. Man betrachte danach die Abb. 80 ff. auf künstlerische Formen hin, in Abb. 118 aber den Korbstuhl, der sich zwar auch durch eine gewissezierlichkeit des Geflechts auszeichnet, aber nicht durch besondern künstlerischen Schmuck. An ihm fällt vielmehr zuerst der Umstand auf, daß er ja genau so aussieht wie

ein moderner, und jeder, der die Abbildung sieht, wird sich mit Erstaunen sagen: Also hatten die Römer auch schon solche Korbstühle wie wir! — Aber mit dieser Behauptung, die angesichts der Abbildung so sicher richtig erscheint, hat er nicht recht. Das wäre der Fall, wenn er seine Worte umdrehte: Also haben wir auch noch solche Korbstühle wie die Römer! Wenn nämlich antikes und modernes Gerät identisch ist, so liegt die Sache in den allermeisten Fällen nicht so, daß etwas heute Vorhandenes zu fällig auch im Altertum vorhanden war; vielmehr ist fast immer das moderne Gerät eine Nachbildung des antiken, wenn wir uns dessen heute auch nicht mehr bewußt sind. Selbst der, der mit diesem Gedanken längst vertraut ist, staunt beim Besuche von Antikenmuseen immer wieder aufs neue, wenn er einmal etwas durchaus „Modernes“ in ihnen findet — mir ging es so, als ich zum ersten Male ein antikes Reißzeug sah; es ist unglaublich, wieviel wir von den tausend Dingen, deren wir uns fähig bedienen, den Alten verdanken. Diese Tatsache bitten wir den Leser besonders festzuhalten; um ihretwillen geben wir Abb. 118, nicht um bloß das an sich unwichtige Vorhandensein von Korbstühlen im Altertum zu zeigen. Nur wer aus der Abbildung den angegebenen Schluß zieht, kann recht würdigen, wie wir die kleinen Unnehmlichkeiten unseres Lebens den Alten verdanken; nur er entgeht der Gefahr, das Altertum falsch einzuschätzen, und er erst wird unsern großen Lehrmeistern auf dem Gebiete der Kleinindustrie den schuldigen Dank abstaten.

Wir beginnen die Betrachtung antiker Möbel mit der eines antiken Stücks, dessen Gebrauch sich freilich nicht bis in unsere Zeit herübergerettet hat. Während wir unsere hohen Beamten durch glänzende Uniformen und Orden auszeichneten, hatte das Altertum daneben noch ein anderes Ehrenzeichen, das uns zunächst sonderbar vorkommt, das kleine, tragbare, mit Elfenbein geschmückte Amtsstühlchen, die sella curulis, deren Benutzung ein Vorrecht höherer Beamter war (78, 79). Die weniger elegante der hier abebildeten ist eine sella curulis castrensis, wie sie beim Militär in Gebrauch waren; rechts und links davon fasces, Rutenbündel, ebenfalls ein Abzeichen höherer Beamter. Man hat diese Zeichen der Würde dem Quattuorvir C. Otacilius C. f. Vol. Oppianus auf den Grabstein gesetzt — vielleicht war der Verewigte im Leben darauf nicht wenig stolz gewesen!

Holz Möbel sind bei der Vergänglichkeit des Materials selten erhalten, häufiger bronzene und marmorne Möbel oder Teile davon wie Tischfüße und -platten. Abb. 81 zeigt einen großen Tisch mit abnehmbarer Platte und zusammenlegbaren Füßen, Abb. 80 einen Stuhl (Hocker) oder kleineren Tisch, der bestimmt war, neben eine Chaiselongue gestellt zu werden.

Von dem Abb. 82 wiedergegebenen Möbelstück fanden sich nur die Metallteile; die hölzernen Stücke waren verkauft. Irrtümlich rekonstruierte man aus dem Erhaltene ein bisellium, eine doppelsitzige Bank, denn für einen gewöhnlichen Stuhl erschienen diese Bronzestücke zu breit. Die Bisellien dienten übrigens nur einer Person als Sitz; ihre Benutzung war ein besonderes Vorrecht (honor bisellii) hoher Beamter und verdienter Bürger (vgl. oben zur sella curulis). Funde antiker Bettstellen haben indessen gelehrt, daß wir in unserem Möbelstück die Reste einer solchen vor uns haben und daß die Bettstellen vornehmer Leute im Altertum nicht nur aus Holz gefertigt waren, sondern auch aus bronzenen, manchmal mit Silber kunstvoll ausgelegten Bestandteilen.

Unter den Gefäßen sind in der Kaiserzeit am verbreitetsten solche aus Terra sigillata (83—85), eine Nachahmung getriebenen Silbergeschirrs (86 ff.) in Ton. Wenngleich billige Ware, zeigen sie doch oft entzückende Muster und Hochglanz („firnis“) des Tons, die die außerordentliche Beliebtheit dieses Geschirrs erklären. In Italien aus der Mode gekommen, erhielt sich die Terra sigillata lange in den Provinzen; dort war freilich die Technik oft sehr schlecht. In der Völkerwanderungszeit ging das Geheimnis der Terra sigillata-Fabrikation verloren. Die vor kurzem verbreitete Nachricht, man habe es nach langer Mühe wieder gefunden, wird von ersten Kennern wohl mit Recht bezweifelt.

Abb. 83 zeigt eine schön geformte Weinkanne mit hohem Henkel und Schmuck von konzentrischen Kreisen, Girlanden mit Rosetten und (dazwischen) Blättern. Die Fabrikmarke (eine solche findet sich häufig an diesen Gefäßen) ist Cornel[i], d. h. aus der Fabrik des Cornelius. 84 ist ein Krug mit Girlanden von Efeublättern und Beeren, 85 eine tiefe Trinkschale mit schönem ornamentalen, aber plumpem Tiereschmuck.

Das Tischgerät Vornehmer bestand selbstverständlich aus Edelmetall. Abb. 86—92 geben einige Stücke des reichen Silberfundes von Bosco reale bei Pompeii, eine kleine Kanne, lagona, 0,24 m hoch, einen Becher, cantharus, 0,15 m hoch, 0,23 m im Durchmesser, ein Kasserol, patera, Schöpflöffel, trullae, und einen Löffel, ligula.

Ungemein unterschätzt wird gewöhnlich die Leistungsfähigkeit der antiken Glasfabrikation (93—96, 105, 117). Das Neapler Museo Nazionale bewahrt 3000 antike Gläser, Palma di Cesnola grub in Cypern 2900 Stück aus, und in und bei Rom fand man allein in den Jahren 1858/59 1200 Stück. Gewiß sind unsere Glashütten den antiken überlegen, besonders in der Herstellung großer Spiegelscheiben und im Schliff optischer Linsen. Aber dieser Fortschritt rechtfertigt es nicht, daß sich viele unserer Gebildeten von antiker Glastechnik eine so gar geringschätzigere Vorstellung machen oder gar nichts von ihr wissen. (Nicht geschieht dies im Westen Deutschlands, in der römischen Kaiserzeit

einem Hauptsitze der Glasfabrikation, wo heute die Schätze der Museen eine beredete Sprache sprechen.) Hier gilt noch mehr als sonst das S. 45 Gesagte, daß wir ja die Industrie des Altertums um so weniger gering achten dürfen, als wir ihr das Glas überhaupt erst verdanken. Die Alten waren es, die das Glas erfanden — nebenbei: die Ägypter, nicht die Phoiniker; im römischen Altertum kam die Glasindustrie zu hervorragender Blüte. In den Stürmen der Völkerwanderung ist sie dann beinahe untergegangen; aber die Venetianer retteten sie in ihrer von den Feinden verschonten Stadt aus dem Altertum herüber, und von ihnen, d. h. also vom Altertume, hat sie dann die Welt im späten Mittelalter gewissermaßen zum zweiten Male gelernt. Das bedenkt man gewöhnlich nicht; man überträgt gar zu gern die Zustände unseres glasarmen Mittelalters auf das Altertum und stellt sich dieses, weil zeitlich mehr zurückliegend, womöglich noch unentwickelter vor. Wer sich von diesem Fehler frei fühlt, der prüfe sich einmal selber und lege sich die Frage nach antikem Fensterglas vor. Er wird darauf kaum so antworten wie der beste Kenner antiken Glases: „Die Funde beweisen, daß man Fensterscheiben aus Glas sehr wohl kannte und sogar einen sehr ausgedehnten Gebrauch von ihnen machte, einen weit ausgedehnteren als das frühe Mittelalter“ (Kisa). Namentlich die riesigen geheizten Räume der Thermen (s. Abb. 42) erforderten Glasfenster. Antikes Fensterglas sieht man im Pompeianer Lokalmuseum, ferner in pompeianischen Häusern manchmal noch an seiner alten Stelle, aber auch in Deutschland, so im Trierer Provinzialmuseum. Es ist Vorläufer und Quelle des heutigen. Die Römer des Altertums also waren es, denen der Deutsche des 20. Jahrhunderts im Winter eine heizbare, aber helle Stube verdankt; sie haben uns unser Vaterland erst recht bewohnbar gemacht.

Abb. 93 zeigt verschiedene Formen antiker Flaschen, Becher, Töpfe und Kannen aus Glas, auf dem oberen Bilde auch eine wichtige Spielerei des Glasbläfers; denn was kann seinem Zweck nach weniger aus Glas hergestellt werden als ein Hammer! (Kisas Erklärung, das Gerät sei ein Teigroller für Küchenzwecke, ist ungläubhaft.) Alle dargestellten Stücke scheinen, entgegen dem in der Unterschrift Gesagten, vielfarbig zu sein; doch sind die Flecken auf den Gefäßen nicht ursprünglich, sondern erst durch das Liegen in der Erde entstanden. — Von der außerordentlichen Schönheit antiker vielfarbiger Gläser können wir leider unseren Lesern keine Anschauung geben, weil dies nur mit Farbendruck möglich ist; die Abbildung des halbfugeligen, aus der römischen Campagna stammenden Gefäßes (94)

gibt nur einen sehr schwachen Begriff. Die sehr kostbaren Neßgefäße (95) bestehen aus zwei ineinander steckenden, unter sich verbundenen Beckern, deren äußerer so ausgeschliffen ist, daß er einem Neße gleicht. Natürlich waren diese zerbrechlichen Gefäße nur Luxusartikel. Sie galten lange als unnachahmlich, bis es einer bayrischen Glashütte gelang, ein kleines Neßgefäß in halbjähriger Arbeit zu kopieren. Abb. 96 zeigt die Kunst antiken Fassettenschliffs. Ausgrabungen im Norden liefern zahlreiche, im Altertum auf so weite Entfernung exportierte (S. 56) antike Gläser (antiqui sind sie schon wegen der oft auf ihnen befindlichen griechisch oder lateinisch abgesetzten Trinksprüche). Aber Glaspiegel s. S. 51.

Neben dem Glase diente die *Bronze*, die wir heute fast nur zum Guß von Statuen benutzen, vielfach zur Anfertigung von Gefäßen und Geräten. Abb. 97 zeigt eine sechsflammige Hängelampe und links zwei Lampenständer, den einen mit Vorrichtung zum Hoch- und Tieffstellen der Lampe (vgl. unten). Der Kasten am Boden ist ein Heizbecken, das man, mit glühenden Holzkohlen gefüllt, im Zimmer aufstellte. Diese Art der Heizung ist unpraktisch; doch stört es den Italiener weniger als uns, wenn es vom November bis Februar frostig im Zimmer ist. Noch heute heizt man im Süden vielfach so; unsere Öfen sind fast unbekannt. Außerdem sind im antiken Hause die in der kalten Jahreszeit benutzten Wohnräume oft klein, also leicht zu heizen. Aber eine wesentlich bessere Heizung s. S. 28. — Auf dem Bronzefische steht neben dem kleinen liegenden Trinkhorn eine *Luthepsa*, d. h. eine Art Samovar. Das Koch am Bauche des Gefäßes ist die Öffnung einer Röhre, die sich ins Innere erstreckt. Füllte man diese mit glühenden Kohlen, so erhielt man den Inhalt des Gefäßes auf der Tafel warm; man denke an unsere Bierwärmer. — Geführt wurden die Getränke mit Schnee, der, im Winter in Gruben festgetreten, sich im Sommer lange hält. Im Süden sieht man manchmal noch heute im Sommer so behandelten Schnee zu Kühlzwecken verkaufen und erhält ihn im Hotel bei Tisch. Zur Aufnahme des Schnees mag der auf der Abb. rechts unten dargestellte Bottich gedient haben.

Lampen und Lampenständer (97—99). Zu den größten Fortschritten moderner Zeit gehören die im Beleuchtungswesen; man vergegenwärtige sich den Unterschied zwischen Kerze, Öl- und Petroleumlampe, Gas- und elektrischer Beleuchtung. Diese enormen Verbesserungen fallen alle in die kurze Zeit von 1840 bis 1900; bis 1840 war man kaum über das in dieser Beziehung sonderbar tief stehende Altertum hinausgekommen. Heute ist es uns unverständlich, wie man noch 1830 bei der schlechten und teuren Beleuchtung mit Kerzen oder gar bei der jämmerlichen mit Öllampen ohne Zylinder hat arbeiten können; diese, die sog. *Funfeln*, kennt unsere Generation nur noch aus Sammlungen alten Sinns. Ölfunfeln sind aber auch fast alle antiken Lampen. Kerzen in Laternen waren bekannt, im allgemeinen aber brannte ein mit Öl getränkter Docht mit offener Flamme. War diese klein, so war das Licht schlecht, war sie groß, so rauchte die Lampe.

Der Leser dieses Büchleins hat nun gesehen, daß der Verfasser, bei aller Anerkennung modernen Fortschritts, gern die weit verbreitete Ansicht bekämpfen möchte, als ob wir es heutzutage in allem und jedem Stück so besonders weit gebracht hätten und berechtigt wären, auf die „Alten“ mit mitleidiger Verachtung herabzusehen. Aber soll man nicht gegen diese Verherrlichung des Altertums wenigstens hier opponieren und den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß er den Unterschied zwischen einer modernen elektrischen Lampe und einer antiken Ölfunfel doch nicht übersehen darf? — Gewiß, wir erkennen diesen eminenten Unterschied gern an, aber wir warnen davor, ihn falsch zu bewerten. Falsch wäre es in der Tat, wenn man danach das Altertum allzu niedrig einschätzte: wer schätzt denn das Weimar der Goetheschen Zeit niedrig, weil es nur Kerzen und Funfeln kannte? Bei aller Anerkennung moderner Verkehrsmittel: man wird in ca. 2000 Jahren zwar fragen, wie schnell wir unsere Briefe beförderten, und uns loben, daß wir es schneller taten als unsere Vorfahren; beurteilen wird man uns aber wesentlich nach dem geistigen Gehalt der Briefe. *Technische* Fortschritte geben einen bedeutsamen, aber bei weitem nicht den einzigen Maßstab der Kultur! — Übrigens kannte das Altertum gegen die Qual schlechter Beleuchtung einen, allerdings recht einfachen Schutz: man stand hübsch früh auf und benutzte das Tageslicht. Der antike Mensch kannte im allgemeinen keine politische Versammlung, keine Circus- oder Theateraufführung, kein Konzert nach Sonnenuntergang. Und so schlecht die antike Beleuchtung war, um so mehr müssen wir anerkennen, wie die Beleuchtungskörper künstlerisch gestaltet sind (vgl. S. 42). Völlig unverzierte Lampen, wie sie z. B. in unseren Amtszimmern hängen, nur mit Gasrohr, Brenner und Glocke, wären im Altertum wohl unmöglich gewesen. Auch ganz billige Öllampen tragen irgendein Bildchen; die Lampenständer in reichen Häusern sind oft sehr viel kostbarer und wesentlich künstlerischer als die einfachen auf Abb. 97 links. Besonders prunkvoll sind die Kandelaber auf Abb. 98 und 99.

Der linke hat einen Schaft in Form eines künstlich zugerichteten Holzpfeils mit Schmuck von Girlanden, Palmetten und Akanthosblättern; die Basis trägt einen Eros mit Früchten, dessen Körper in Ornamente übergeht. Bei dem Kandelaber rechts ruht ein Schaft korinthischen Stils auf einer Basis mit dem Bilde des Zeus.

Wagen und Sänften (27, 100—103). Von antiken Wagen ist fast nichts erhalten; sie waren ja aus Holz, also aus vergänglichem Material. Zudem spielten sie innerhalb der Städte keine wesentliche Rolle. War die Stadt klein, so brauchte man sie zur Personenbeförderung ebensowenig wie heute, war sie groß, so war Wagenverkehr am Tage verboten, eine Folge des engen Baues der Straßen (S. 22); nachts aber verkehrten nur Lastwagen. So hat sich das Droschkenwesen im Altertum ebensowenig entwickelt wie bei uns bis gegen 1800. Vielmehr beförderte man Vornehme und Kranke in einer Sänfte, *lectica*, die, wie ihr von *lectus*, Bett, abgeleiteter Name sagt, zum Liegen eingerichtet war. Man entwickelte an den Sänften und ihren Trägern den *Lexus*, den wir heute in eleganten Equipagen und Automobilen treiben.

Unser Exemplar, Abb. 102, an dem sämtliches Holzwerk neu, aber richtig ergänzt ist, zeigt silberne Einlegearbeit und plastischen Schmuck von Silenshermen und Satyrköpfen, beides freilich an unserer Abbildung kaum zu sehen. Der Bügel oben hielt einst Vorhänge.

Viel wichtiger als für die Personenbeförderung innerhalb der Städte war bei dem Mangel an Eisenbahnen und bei dem trotz dem hoch entwickelten Reiseverkehr (S. 24) der Wagen als *Reisewagen*. Aber die primitive Form, die Abb. 103 zeigt, ist man später hinausgekommen und hat die Reisewagen bequem und praktisch als *Speisewagen* und *Schlafwagen* eingerichtet. Auch vorspannlose Wagen kennen wir aus Beschreibungen; in ihnen vertrat die Stelle des Motors ein Tretwerk ähnlich dem unserer Fahrräder, das von mitfahrenden Sklaven bewegt wurde; sie stellen also ein Mittelding zwischen Automobil und Fahrrad dar.

Die gute Einrichtung der Reisewagen machte für Vornehme die Hotels entbehrlich; das heutige glänzende Hotelwesen ist dem Altertum unbekannt. Jeder weiß übrigens, was es für Nachteile hat; nicht umsonst hat daher das reiseerfahrene England heute das Reisen im Wohnwagen und damit unbewußt die antike Art wieder eingeführt. Im Altertum kehrten nur *Armerer* in *Gasthäusern* und Restaurationen ein.

In dem pompeianischen Haus, in dem sich das Abb. 104 wiedergegebene Bild fand, verkehrte ersichtlich nur niederes Publikum. Trotzdem ist das auf dem Bilde dargestellte Mobiliar nicht kunstlos. In dem Tisch erkennt jeder leicht den heutigen *Caféhaustisch* wieder, der sich mit dem Eindringen der französisch eingerichteten *Cafés* auch bei uns einbürgerte. Der Kellner ist ein Knabe, wie ihn ja auch noch jetzt die Franzosen als *garçon* und die Neugriechen als *paedi* („Knäbchen“) bezeichnen. Zwei Gäste tragen eine Kapuze, die man auf der Reise benutzte so wie wir die Reisemützen, nicht

jedoch in der Stadt. Oben *Haken*, an ihnen u. a. eine *Serviette* (P. f. Abb. 107 und 108), die noch jetzt der Stammgast kleiner italienischer Restaurants bis zur nächsten Benutzung an seinem Platz am Kleiderhaken aufhängt. — Eine andere *Kneipe* s. Abb. 144.

In die Besprechung der *Kneipen* seien, wenn auch sonst nicht recht in dies Kapitel gehörig, doch um der Originalität des Dargestellten willen die Bilder einiger kulinarischer Genüsse geschlossen (105—107). Das Kunststück, den Inhalt eines durchsichtigen Glasgefäßes zu zeigen, findet sich auf erhaltenen Gemälden nicht ganz selten. Die *Ekwaren* auf Abb. 106 links oben sind die in Italien geschätzten *Sepien*; unserm Gaumen sagt als *Delikatesse* mehr die *Kanguste*, der große, scherenlose Mittelmeerhummer zu. Der *Krug* (mit *Eros* auf *Seepferd*) ist silberfarbig gemalt. Die *gefranste Serviette* auf Abb. 107 diente ihrem Umfange nach einem *Speisenden*; sehr viel größer dagegen ist die *Serviette*, die ein *servierender Opferdiener* über die linke Schulter geschlagen hat (108), so wie dies ähnlich unsere *Kellner* früher taten.

Daß man im Altertum *Pfeife* rauchte — zwar nicht die Römer selbst, aber *Soldaten* in den *Barbarentruppen* an den *Reichsgrenzen* —, ist nach zahlreichen *Funden* antiker *Pfeifen* (108a) wohl ganz sicher (*Blümner*). Was man rauchte, ist unbekannt (nicht *Tabak*).

Schmuck (109). Es war übertrieben, wenn man gesagt hat, unsere *Goldschmiede* könnten eine neue *Ära* des *Goldschmucks* einleiten, wenn sie sich nur die Mühe geben wollten, antike *Goldschmiedearbeit* zu studieren. Aber man kann wohl soviel sagen, daß sich unter *antikem Goldschmuck* entzückende Stücke befinden und daß schon das Altertum alle technischen Arten, das *Gold* als *Mass*e oder als *Draht* zu behandeln, gekannt hat, so daß seitdem hierin ein *Fortschritt* nicht möglich gewesen ist.

Unter den abgebildeten Stücken beachte man besonders die *Sicherheitsnadel*, *fibula* (d). Man hat sie mit so reichem Schmuck versehen, daß der eigentliche Hauptteil des Geräts, die *Nadel* mit der halben *Hülse*, nur einen kleinen Teil des Ganzen bildet. So ist ja auch bei unsern *Broschen*, die bestimmt sind, das *Kleid* am *Halse* zuzuheften, die *Nadel*, also der wichtige Teil, für die *Käuferin* gegenüber dem *Nadel* *schmuck* das *Unwichtige* geworden. — *Ringe* liebte man sehr, wie auch noch heute die *Hand* der *Italienerin* in einer für unseren Geschmack ungeschönen, fast *prohigen* Weise mit ihnen überladen ist. Man fertigte den *Ring* gern aus einer *dicken*, *auffallenden Goldmasse*. — Einen *Hauptschmuck* der *Ringe* bildeten

Geschnittene Steine (109g, 110). Die *Kunst*, in *Edelsteinen* und *Halbedelsteinen* *Bilder* zu *schneiden*, wurde schon in *grauester* *Vorzeit* im *Orient* geübt. Sie blühte während des ganzen *griechischen* und *römischen* *Altertums*, *verschwand* mit der *Völkerwanderung*, *erwachte* in der *Renaissance* zu *neuem* *Leben* und *ist* bei uns gegen 1825 von *neuem* *verfallen*. In *Italien* findet man sie noch jetzt, während es in einer *Stadt* wie *Leipzig* heute nicht *Lamer*, *Römische* *Kultur* im *Bilde*.

möglich ist, auch nur ein Monogramm in einen Ringstein schneiden zu lassen. Das Aufkommen der klebbaaren Briefsuvers, die das Siegeln entbehrlich machten, hat zu diesem Verfall beigetragen. — Antiken und modernen Steinschneidern verdanken wir *Tausende der feinsten und köstlichsten Werke der Kleinkunst* von ungemeinem künstlerischen und kunstgeschichtlichen Werte. Immer waren es bildliche Darstellungen, nicht Monogramme, die man in die Siegelsteine einschchnitt. Aber man verwandte auch geschnittene Steine größeren Formats als Schmuck von Kleidern, Möbeln und Geräten. Die Bilder waren entweder vertieft in den Stein geschnitten, Gemmen, oder erhaben aus ihm herausgearbeitet, Kameen. (Andere nennen jeden geschnittenen Stein eine Gemme, die vertieft geschnittenen Intagli, die erhabenen Camei.) Für kostbare Kameen verwandte man Steine mit verschiedenfarbigen Lagen, aus denen man bunte Bilder zustande brachte.

Einen solchen Cameo zeigt Abb. 110, vielleicht eine Arbeit des aus Eßlings Antiquarischen Schriften bekannten Steinschneiders Dioskurides. Dargestellt ist der jugendliche Augustus, der ein bezaubernd schöner Mensch war, mit Lanze, Schwertband (auf der linken Schulter) und der Mgis auf der Brust, diese mit dem Schreckbild des Gorgoneions. Um das Haupt trägt der Herrscher das königliche Diadem mit einer Schleife (auf das in neuerer Zeit Goldschmuck und kleine geschnittene Steine aufgesetzt sind).

Toilettegeräte. Abb. 111 zeigt oben Schminkbüchsen aus Elfenbein mit Schnitzereien oder (in der Mitte) aus Berakristall. In einem Ringehangen Geräte, die der Sklave dem Herrn ins Bad nachtrug, ein Köffel (Spiegel?), ein gläsernes Parfümfläschchen und die strigiles, mit denen man sich nach dem Ringen in der Palästra den Sand von dem schweißbedeckten Körper schabte. Die Haamadeln tragen hübschen säuerlichen Schmuck; von den Kämmen gleicht der eine völlig einer noch bei uns üblichen Art. Das spitz zulaufende Gefäß rechts ist ein Parfümfläschchen, der Gegenstand links davon ein metallener Handspiegel (s. zu Abb. 112) mit geschmackvoll verziertem Rand.

Frisuren (112—115). Der Römer trug sein Haar kurz. Wenn wir im Gegenfatz zu unsern mit einer Perücke beladenen Ahnen dasselbe tun, so ist dies eine bewußte Nachahmung römischer Haartracht; der alte Pops wurde 1792 in Frankreich abgeschafft, und die Revolutionäre ahmten mit Absicht wie in vielen anderen ihrer Neuerungen (S. 20) im Haarschnitt den Römern nach. — Die Römerin der Kaiserzeit legte ungemeinen Wert auf die Frisur, wie noch heute die Italienerin, auch die der niederen Stände; man betrachte daraufhin die sonst oft so nachlässig gekleideten Dienst- oder Fischermädchen. Von den abgebildeten Frisuren nutzt die der Abb. 113 das Haar der Trägerin nicht geschickt aus; 114 dagegen zeigt, wie eine Dame mit spärlichem Haar auch ohne Benutzung von fremdem elegant frisiert werden kann. Außer den wenigen hier abgebildeten Frisuren finden wir sehr zahlreiche Formen der weiblichen Haartracht (s. Abb. 7, 11, 61, 64, 71, 103,

118, 154) und sehen, daß die Mode schnell wechselte. Vornehme Damen, die sich in Marmor porträtieren ließen, sahen voraus, daß das Bild bald eine ganz unmoderne Frisur zeigen werde. Deshalb ließen sie das Haar im Marmor abnehmbar machen, um es später durch anders geordnetes zu ersetzen. — Unter solchen Umständen spielte die Friseuse, ornatix, keine geringe Rolle. Die Inschrift auf unserem Grabstein (116), auf dem D. M. eine Abfözung für Dis Manibus ist (S. 54), heißt: Den Totengöttern (geweiht). Der verdienten Friseuse Cyparenis hat Polydeuces (dies Grab) errichtet. Bezeichnenderweise trägt die Friseuse einen griechischen Namen und hat wohl auch einen Mann mit solchem geheiratet; aus Griechenland stammt der gute Geschmack. Ein Vergleich mit andern, plastisch geschmückten Grabmalern (Abb. 154—156) lehrt, daß das Ehepaar nicht zu besonderem Wohlstande gelangte. Der rechts dargestellte Gegenstand ist eine Haarnadel zum Festhalten größerer Haarmassen, disceraniculum oder auch discriminalis.

Metallspiegel waren seit den ältesten Zeiten üblich; da sie mit der blank polierten Metallfläche offenbar Gutes leisteten (man kann sich davon an den japanischen Metallspiegeln im Deutschen Museum in München überzeugen), so hatte man sich sehr an sie gewöhnt, und die nach Christi Geburt aufkommenden **Glaspiegel** konnten nicht recht mit ihnen konkurrieren. Nur so ist es zu erklären, daß antike Glaspiegel, obwohl billig herstellbar, so selten sind, während wir von Metallspiegeln Hunderte haben. Früher behauptete man, die Alten hätten Glaspiegel überhaupt nicht gekannt. Aber die Funde belehren eines besseren (117). U. a. fand man schon 1866 auf der Saalburg ein 4 × 7 cm großes Spiegelglas mit Fassettenschliff am Rande und mit einer feinen Goldfolie unterlegt, die durch einen Überzug von rotem Lack geschützt ist. „In Italien wie in den klassischen Ländern überhaupt hat man solche Spiegel bisher nicht gefunden; es scheint, daß man, obwohl sie nicht unbekannt waren, doch den Metallspiegeln mit ihrer kunstvollen Ausstattung den Vorzug gab, wie ja auch heute Chinesen und Japaner in konservativer Treue an den altererbten Formen und Stoffen festhalten, obwohl sie sehr leicht instände? Sären, Glaspiegel herzustellen. Der Umstand, daß Soldaten im Lager (wohl vielmehr ihre Frauen) Glaspiegel bei sich führten, läßt diese durchaus nicht als Luxusartikel erscheinen...“ (Klisa).

Auf Abb. 118 (s. S. 43) ist eine Dame dargestellt, die sich von nicht weniger als vier Mädchen frisieren läßt: eine ordnet das Haar, die andere hält die Glflasche, eine dritte den Spiegel, eine vierte (rechts, z. T. abgebrochen) eine Wasserkanne. Das Relief stammt von einem Grabsteine (s. S. 61). Es zeigt vortrefflich den Luxus und das Raffinement alter Kultur auch in den Provinzen. Wie viele vornehme Damen gibt es wohl heute, denen beim Frisieren gleich vier Sofen zur Verfügung stehen? Schon die Verwendung einer einzigen ist doch ein Zeichen von Wohlhabenheit. Wie ärmlich würde sich aber doch die Dame unseres Grabsteins vorfinden, wenn sie in die Gegenwart versetzt und auf ein Mädchen angewiesen wäre!

V. Privatleben, Erziehung und Unterricht, Buch- und Schriftwesen (119—130).

Auch bei der Betrachtung des Privatlebens müssen wir bedenken, daß das Rom des Altertums einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten durchlebt hat, in dem eine große Entwicklung stattfand. Die Römer der älteren Republik können wir uns nicht bäurisch genug vorstellen. Ihre Bildung war rein praktisch und vererbte sich vom Vater auf den Sohn; Interesse für schöne Litteratur oder gar ein wissenschaftliches fehlte völlig. Demgemäß ist auch das Leben im Hause, und zwar im Atrium nach seiner ursprünglichen Bestimmung (S. 34), so primitiv zu denken wie die äußere Erscheinung jener Männer, denen das Wort *lautus*, gewaschen, soviel bedeutete wie vornehm, elegant! Und es ist nicht zu leugnen, daß auch später die griechische Bildung für viele doch nur etwas Außerliches blieb. Ein wirklich gebildetes Volk im höchsten Sinne des Worts waren die Römer, verglichen mit den Griechen, nie. Man hat dies jahrhundertlang erkannt und die Unsumme von Bildung, die die lateinischen Schriften vermittelten, den Römern als ihren Urheber zugeschrieben. Heute wissen wir, daß die eigentlichen Träger der Kultur nur die Griechen waren.

Immerhin treffen wir auf viele lebenswürdige Züge, wenn wir den gebildeten Römer zu Hause bei seinen Studien, im Kreise geladener Freunde oder im Spiel mit den Kindern und deren Unterricht betrachten. — Der Gebildete liebte heitere Geselligkeit im engeren Kreise, je nach Geschmack mehr mit Genüssen des Gaumens oder einer angeregten Unterhaltung. Infolge des immensen Reichtums, der in der Hauptstadt der Welt zusammenströmte, gab es rauschende Feste mit wahnwitzigem Luxus und mehr als parvenühafter Verschwendung. Aber sie waren doch immerhin Ausnahmen; für eine Einladung in der Familie wahrte man eine gewisse Intimität durch die geringe Zahl der Speisenden. Varro sagte, diese müsse bei der Zahl der Gratien beginnen und dürfe nur bis zu der der Mäusen gehen; sie schwankte also zwischen drei und neun. Und die in Pompeii erhaltenen Speisezimmer normaler Größe fassen wirklich außer dem Hausherrn nur acht Gäste. Diese neun Personen speiseten zu je dreien auf das *triclinium* gelagert, d. h. auf drei *Chaises longues*, die um den niedrigen Tisch gestellt waren. Vielleicht verdient die Sitte, liegend zu speisen, vor der unsrigen den Vorzug, so un bequem sie uns freilich zuerst erscheinen würde. Auf dem Wandbilde Abb. 119 sehen wir die Geladenen vor oder nach dem Mahle beim Spiel. (Freilich ist der Tisch mit den Spielsteinen ergänzt, und zwar nach nur schwachen Spuren. Deutung der drei Betten als *Triclinium* nach Studniczka.)

Wie rührend ist der Schmuck des Sarges (121), auf dem ein römisches Elternpaar sein früh dahingeshiedenes Söhnchen auf dem Schoße der Mutter, dann im Arme des Vaters, auf dem Ziegenbockwägelchen und schließlich vor dem Vater, wohl etwas Gelehrtes deklamierend, darstellen ließ! Abb. 120. „Kaiser Augustus hatte die vornehme römische Jugend in zwei Altersgruppen organisiert, um durch militärische Übungen eine körperlich und geistig starke Generation heranzubilden. Solche Vereine, *Iuventus* genannt, blühten später in allen festländischen Provinzen des Westens, erfreuliche Zeugen des hochstehenden geordneten Bürgerlebens. Den eigentlichen Ehrentag der *Iuventus* bildete ein Festspiel. Da mußten die Jungen ihre Fertigkeit im Reiten und im Gebrauche der Waffen vor den prüfenden Augen der Älteren zeigen.“ (Egger.) Der Junge auf dem linken Pferde, der erste im Festzuge, trägt eine Fahne (*vexillum*). *Virunum* liegt bei Klagenfurt in Kärnten und ist durch viele Funde aus römischer Zeit bekannt. Das Mosaik aus Capua (122), auf dem bei irgendeiner Gelegenheit eine ganze Schulklasse porträtiert wurde, ist es nicht eine Parallele zu den etwas eintönigen Klassenbildern, wie sie unsere Photographen noch immer herstellen? Besonders interessant ist der Grabstein des Q. Sulpicius Maximus mit dessen Reliefbild (123). Der Dargestellte war ein Wunderkind von ausgezeichneter Begabung und gewaltigem Fleiße. Trotz seiner Jugend wurde er im Jahre 94 zu einem vom Kaiser Domitianus gestifteten Wettbewerbe, den *Capitolia*, zugelassen, bei dem die Teilnehmer über ein gegebenes Thema *ex tempore* ein griechisches Gedicht zu verfassen hatten. Ein Sieg in den *Capitolia* war nichts Kleines; man hat ihn nicht mit Unrecht mit unserem Schillerpreis verlichen. Bei diesem Wettbewerb zeichnete sich Max durch ein Gedicht aus, das zwar durchaus keine poetische Leistung, wohl aber ein rühmlicher Beweis von den Kenntnissen seltener griechischer Worte ist, die sich der Römerknabe angeeignet hatte. Der Erfolg hat die Eltern mit stolzer Freude erfüllt; aber 11 Jahre, 5 Monate, 12 Tage alt ist der arme Junge infolge von Überanstrengung gestorben; die Eltern ließen das Gedicht auf seinen Grabstein schreiben. — Vielleicht ist es ein rührendes Denkmal einer gut und anregend gegebenen Unterrichtsstunde über griechische Sagen, unter deren frischem Eindruck ein Junge im Hause des M. Lucretius in Pompeii das berühmte Labyrinth zu Knosos auf Kreta in der im Altertum dafür üblichen Form in die Wand rißte (124). Labyrinthus hic (+) = H) habitat Minotaurus hat er in großen Buchstaben dazu geschrieben. Man erzählt mir übrigens, auch unsere Jungen beschäftigten sich gern damit, solche „Vergänge“ zu zeichnen. Im Altertum sind derartige Kindertrickselen auf Mauern un gemein häufig. Namentlich das eben erlernte ABC sehen wir oft an geschrieben, immer an den unteren Teilen der Wände, die den Händen der Kleinen erreichbar waren.

Schrift (125—127). Die Behauptung, daß die Welt ihre Bildung im wesentlichen den Griechen verdankt und daß die Römer nur eine Vermittlerrolle spielten (S. 52), läßt sich am ehesten an der Schrift unserer Kulturnationen beweisen. Tatsächlich sind alle Buchstaben, die wir drucken und schreiben, nichts als eine Abwandlung der griechischen, so die lateinischen, die

Runenschrift, so die sogenannten „deutschen“¹⁾ Buchstaben, aber nicht weniger auch das russische und serbische Alphabet. Freilich ist die Veränderung im Laufe der Zeiten so groß geworden, daß man z. B. die Verwandtschaft zwischen Σ, σ, ς (griechisch), S, S, s und s, C (russisch) gar nicht mehr erkennt; gleichwohl stellen alle diese Zeichen denselben Buchstaben dar und sind Umformungen eines und desselben griechischen Urbildes M oder Σ. Solche Veränderungen hat das griechische und das zunächst mit ihm fast identische lateinische Alphabet schon im Altertume zahlreich erlebt. Eine Darstellung aller dieser Abwandlungen erfordert einen starken Band für sich; wir können hier auf einer Seite nur einige Proben verschiedener lateinischer Schriften geben.

Capitarschrift (125) nennt man diejenigen, die man unter Verwendung lediglich der sog. großen Buchstaben auf die Steine (lapides) der Bauten meißelte. Sie ist weitaus am besten leserlich und daher bei uns bis heute für Firmen und andere Aufschriften üblich, während die verschörfelte sog. deutsche Schrift ebenso wie die modern verschörfelte lateinische:

CEESIVS — N. POPIDIUS. N. F.

kaum zu lesen ist. Wie wir Wörter wie Dr., Prof., Tel., fernspr., Nr. abkürzen, aber ohne Schwierigkeiten lesen, versuchen auch die Römer; in dem Beispiele 125 las der antike Mensch in der ersten Zeile Numerius Popidius Numerii filius und in der dritten a fundamento pecunia sua ohne jede Mühe. Die auch inhaltlich interessante Inschrift heißt: Numerius Popidius, Sohn des Numerius, Celsinus hat den Nistempel, der beim Erdbeben eingestürzt war, von Grund auf mit eigenen Mitteln neu erbaut; ihn nahmen die Stadträte wegen seiner Freigebigkeit, obwohl er (erst) sechs Jahre alt war, in ihr Kollegium kostenfrei auf.

Schon mehr der Schreibschrift nähert sich die Plakatschrift (126). Vor den Wahlen empfehlen politische Parteien ihre Kandidaten durch Plakate mit den Worten: Wählt...! Diese druckt man bei uns auf Zettel, in Frankreich aber und in Italien sieht man das gleichbedeutende Votés pour...! Votés per...! allenthalben auf Mauern und Trottoirplatten gemalt. Wir ahnen das seit Januar 1919 in Deutschland nach; ganz wenige wissen, daß wir damit auf dem Wege über Frankreich und Italien einen antiken Brauch bei uns einführen. Abb. 126 gibt die Wahlschrift (M(arcum) Holconium Priscum II vir(um) i(uri) d(icundo) pomari

¹⁾ Man stellt vielfach die deutsche Schrift als nationales Kulturgut hin. Der Streit, der sich darob entsponnen hat, wäre für jeden deutsch Gesinnten bald entschieden, — wenn wir eine wirkliche deutsche Schrift hätten. Aber man muß sich immer bewußt bleiben, daß die Schrift, die wir so nennen, nicht eigentlich deutsch, sondern nur eine edle Abart der lateinischen ist. Zu einer national deutschen hat sie sich höchstens dadurch entwickelt, daß sie in Deutschland vorzugsweise verwendet wird. Aber es tragen z. B. auch zwei gar nicht deutschfreundliche Blätter des Auslands — in Fraktur, nicht in Antiqua — die Titel: Le Temps — The Times.

universi cum Helvio Vestale rog(ant), den Marcus Holconius Priscus schlagen als Duumvirn für Rechtsprechung sämtliche Obsthändler (zusammen) mit dem Helvius Vestalis vor.

Wie schwer römische Schreibschrift für uns zu lesen ist, zeigt Abb. 127. Der Text lautet in nicht ganz wörtlicher Übersetzung: Hierher versetzt aus der II. legio Traiana fortis durch denselben Präfecten

Ägyptens:

In die Centurie des Cappus, unter dem Consulat des Condius und Magimus Valerius Tertius am 25. [(151 n. Chr.)

März;

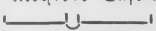
In die Centurie des Candidus, unter dem Consulat des Torquatus und Junioratus Herennianus am 10. [Lianus (148 n. Chr.)

November

Versetzt aus der cohors I Flavia Cilicum.

Die Probe stammt aus einer militärischen Kiste des Jahres 156 n. Chr. und verzeichnet die neu eingetretenen; Zeile 1—3 und 10 sind vom Schreiber der Cohorte geschrieben, das andere ist auf dem von ihm leer gelassenen Platze von anderer Hand ausgefüllt. — Man versuche beispielsweise sich über Zeile 6 klar zu werden; dort ist das A dadurch, daß sein Querstrich wegfiel (vgl. Abb. 124 -taurus) und der rechte Schrägstrich

oben statt rechts angelegt wurde, einem T ähnlich geworden. P ist leserlich. R hat seine obere Schlinge und den rechten unteren Querstrich verloren wie unser r. Es ist mit dem I, einem einfachen Strich, verbunden. Auf das deutliche L mit langem, schräg geratenem unterm Strich folgt das sehr schmale E, dessen Mittelstrich zum gleichfalls schmalen S gezogen ist. Wenn man sich in die Schrift eingelefen hat, wundert man sich wohl, daß man die zwei verschiedenen Hände nicht gleich anfangs erkannte.

Alle Bücher schrieb man mit Rohr- oder Metallfedern (s. unten) und mit Tinte auf Papier, kleine Mitteilungen und Notizen aber mit einem spitzen Griffel (stilus), davon Stilet, kleiner Dolch, und Stil, Schreibweise, ferner Stiel, der Teil des Geräts, den man in die Hand nimmt wie den Federhalter) auf Wachstafeln (128). Mit dem anderen Ende des stilus, das breit war, konnte man das Geschriebene leicht wegwischen; auch beschmutzte man sich beim Schreiben die Finger nicht. Aus beiden Gründen war diese Schreibmethode so beliebt, daß sie sich, auch in Deutschland, bis ins 17. Jahrhundert gehalten hat; Proben solcher moderner Wachstafeln sieht man z. B. in Zwickau in der Ratschulbibliothek und in Paris in der Bibliothèque Nationale. Die Tafel hatte ein umlaufendes Rändchen, bis zu dessen Höhe das Wachs reichte. Meist sind zwei oder mehrere Tafeln an einer Seite durch eine Schnur verbunden ; klappte man sie aufeinander und siegelte eine darumgebundene Schnur, so war der Inhalt Unbefugten nicht zugänglich; solche

Doppeltafeln dienten zu Briefen und Kontrakten. Man nannte sie mit griechischen Namen diptychon (doppelt Zusammengelegtes) oder diploma (Doppeltes). Wer eine Auszeichnung verdient hatte, erhielt dafür eine staatliche Bescheinigung, ein Diplom; Gesandte, die in ihrer Eigenschaft als solche durch ein Diplom beglaubigt werden, sind Diplomaten, und unsere Diplomingenieure sind griechisch-lateinisch-französisch benannt. Das Äußere des Diploms stattete man namentlich in späterer Zeit durch Schnitzereien, oft in Elfenbein, hübsch aus (Abb. 128).

Für Zeichenkohle oder -kreide bediente man sich eines Halters (129), wie solche für Bleistiftenden vor etwa 40 Jahren bei uns noch allgemein üblich waren.

Der abgebildete Halter trägt am anderen Ende eine Reißfeder; Verschieben des Rings erweitert oder verengert den Abstand der Schenkel wie bei modernen Reißfedern das Drehen der Schraube.

Metallfedern (130) bestanden im Altertum zusammen mit dem Halter aus einem Stücke, einem in Röhrenform gebogenen Blech. Die Erfindung unserer modernen Schreibfeder (um 1830) brachte also nicht etwas unbedingt Neues.

VI. Handel und Gewerbe (131—151).

Die Vortrefflichkeit der Straßen (S. 24), die Sicherheit im Innern des Reichs (S. 29), die Möglichkeit, mit allen Ländern in nur zwei überall verstandenen Weltsprachen, der lateinischen und der griechischen, mühelos zu verkehren, die enormen Bedürfnisse der Großstädte, die Kaufkraft der Reichen: alles das gab dem Handel im römischen Reiche eine gewaltige und erstaunliche Ausdehnung, die uns auch die Funde bezeugen. Z. B. beweisen die zahlreichen, auf der Saalburg ausgegrabenen Austerschalen, daß man rasch verderbende Waren mit großer Schnelligkeit weit ins Innere des Landes befördern konnte; Terra sigillata (S. 44) und Glas (S. 46), so leicht zerbrechliche Waren, wurden auf große Entfernungen exportiert. Deutlicher aber als solche Kleinfunde beweist die ungemeine Pracht der Bauten in Handelsstädten wie Palmyra (S. 23), wieviel Geld ein gewiegter Kaufmann zu verdienen verstand. Ein hoch entwickeltes Bankwesen erleichterte den Handel. So kennen wir jetzt in Agypten, wo die zahlreich erhaltenen Papyri einen besonders guten Einblick in das Alltagsleben gestatten, in der

Kaiserzeit ein sehr entwickeltes Bankwesen, das auch kleine Zahlungen, die wir bar begleichen, lieber mit Scheck durch Überweisung der Summe leistete und das dem unrigen durchaus zur Seite gestellt werden kann. Freilich hat der antike Großhandel dem modernen auch seine Schattenseiten vererbt: Machenschaften mit künstlichem Herauf- oder Herunterdrücken der Preise und Spekulationen, z. B. mit Getreide oder mit Grund und Boden. Das hat das Altertum erfunden, und wir, die wir so hoch über den alten Zeiten zu stehen meinen, haben es noch nicht so weit gebracht, uns davon zu befreien.

Kleinhandel und -gewerbe decken sich mit dem unrigen ebenfalls erstaunlich. Brot kann man noch nach zweitausend Jahren nicht viel anders backen als früher, im Fleischerladen muß die Speckseite ebenso neben dem Hackfloß hängen wie einst, und unsre Tischler und Zimmerleute verwenden noch dieselben Sägen und Bohrer wie ihre antiken Berufsgenossen. Das ist ja nun eigentlich alles selbstverständlich; man überlegt es jedoch gewöhnlich nicht. Erst dann aber, wenn man die Römer uns im Leben so nahe stehen sieht, hört man auf, sie für ein von der Gegenwart zeitlich und kulturell weit getrenntes Volk zu halten.

Für die Geldkiste (arca) Abb. 131 verweisen wir auf das S. 42 Gesagte; dieses bei uns so nüchterne Möbelstück allerpraktischsten Gebrauchs ist in Pompeii künstlerisch verziert und war mit seinem verzwickten Schloß wohl ebenso diebesicher wie ein moderner Geldschrank, wenngleich wohl nicht so feuerfest. — Aber die vollgeschriebene Tafel (Abb. 132 links oben) ist ein mit vielen Siegeln versehenes Band gezogen. An den Rollen (links unten) hängt der titulus, ein Zettelchen mit Angaben über den Inhalt des Volumens, dem Titel auf dem Rücken unserer Bücher entsprechend. — In Timgad haben sich noch Kaufläden (133) mit feinem Kadentischen erhalten, viel prächtiger als die recht unscheinbaren Mietsläden in Pompeii. Von dem reichen Schmuck ist freilich nicht viel übrig geblieben; die verzierten Reste hat man heute auf den Wänden zwischen den einzelnen Läden übereinander gelegt. (Der Verfasser dieses Büchleins gestattet sich, sich auf dieser Abb. seinen Lesern im Bilde vorzustellen). — In unser Vaterland führt uns die Skulptur 134, die ein Moselweinhändler in Neumagen (Noviomagus, zwischen Trier und Berncastel) auf seinem Grabmal (S. 61) anbringen ließ. Es stellt den Transport von Weinfässern dar, deren köstlicher Inhalt dem Toten sein Vermögen eingebracht hatte. — Als Kadenschilder dienten die Reliefs der Abb. 135—137, 143. Wir sehen die Kommis, die die Waren anpreisen, Tuch, Kissen mit Franzen und Stiferei und gestickte Gürtel. Die Frau im Fleischerladen ist wohl die Frau Meisterin, die Buch führt. Aber Abb. 143 f. S. 58.

„Der Fund zahlreicher römischer Sandalen (138—141) und caligae in Mainz gehört zu den anziehendsten und merkwürdigsten Entdeckungen des Rheinlandes.“ Man fand dort am Fuße des Hügels, auf dem das (oder

die?) Legionslager stand(en), Abfälle großer Sattler- und Schuhmacherwerkstätten: Stücke von Lederkollern, Taschen, Geldbeuteln, Messer- und Schwertscheiden; Lederstücke, die noch den Stempel des Fabrikanten tragen; von Werkzeugen. (Nach freundlicher Mitteilung von Prof. Dr. Neeb.) Die hier abgebildeten halboffenen Schuhe, caligae (vgl. Abb. 48, 49), bestehen aus einer mit ungefähr hundert Nägeln beschlagenen Sohle, einer über ihr liegenden, von der die zahlreichen Riemen ausgehen, die den Fuß und den Knöchel umgeben, und, wieder über dieser, einer dritten, der Brandsohle, aus feinerem Leder. Die Benagelung deckt sich, wie der Augenschein im Mainzer Altertumsmuseum noch deutlicher als unsere Abb. lehrt, durchaus mit der heutigen der Alpenstiefel. Beim geschlossenen Schuh, calceus (vgl. Abb. 47), bedeckt das Oberleder den Fuß; auch hier war die Sohle benagelt. Die unter Nr. 138—140 abgebildeten Schuhe gehörten offenbar einfachen Leuten; ein andres Stück Leder dagegen (141) ist mit Stepparbeit genau in der noch heute üblichen Weise elegant verziert.

Noch mehr als über diese unseren so ähnlichen Schuhe wird man sich über die Existenz der Müßchen (Pulswärmer) im Altertum wundern (142). Die Bauersfrau, die sie trägt, sieht auf dem Markte hinter dem Geflügelkorbe, verkauft aus diesem aber nicht Hühnchen, sondern andere kleine Fllaelwesen, nämlich Liebesäotter.

Das Ladenschild des Geflügels und Wildladens (143) ist lustig durch die Reklameaufschrift, die die Besitzerin daran anbrachte. In *Verails Aeneis* (I, 607) redet Aeneas die Königin Dido bei ihrem ersten Zusammentreffen mit den feierlichen Worten an:

dum montibus umbrae
lustrabunt convexa, polus dum sidera pascet,
semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.

Die Aeneis war als allgemein eingeführtes Schulbuch allen bekannt, und jeder wußte, in welchem Zusammenhang die Verse standen. Hier lieft man sie auf dem Ladenschild, und man denke, wie vergnüglich es wirkte, wenn nun der Käufer diese hochpoetischen Worte in Anerkennung der guten Ware der Ladeninhaberin rezitierte: „Solange im Gebirge die Schatten über die gewölbten Bergwände ziehen, solange der Pol (arstern) die Gestirne weidet, wird immer deine Ehre, dein Ruhm, dein Lob bestehen!“ Als moderne Parallele müßte man sich eine Stelle etwa aus Schillers *Glocke* so verwendet denken. Geschmacklos wäre das sicher, aber wirksam; und das ist der Zweck der Reklame.

Abb. 144 zeigt eine der vielen pompeianischen Kneipen, in denen der Gast nicht längere Zeit verweilte (Abb. 104) — den behaglichen Niederstuh zu einem dauerhaften germanischen Trunke kennt noch heute der Südländer kaum —, sondern wo man an dem nach der Straße zu gelegenen Schenkstische stehend eine Erfrischung zu sich nahm; also eine *Bar*. Da die 1912 gefundene Kneipe auf dem Schenkstisch einen kleinen Herd zur Bereitung warmen Wassers aufweist, so war sie ein *Thermopolium*, d. h. eine Schenke, in der eine Art Punsch aus warmem Wasser, Wein und Esszen verkauft wurde. Zahlreiche unten spitze Weintrüge, Gläser, das von dem Wirte eingenommene Geld und das Ladenschild fanden sich noch vor. Der Kronleuchter in höchst unanständiger Form scheint zu beweisen, daß das *Thermopolium* nicht auf bessere Kundschaft rechnete.

Schweres Geld muß Marcus Vergilius Euryfaces, „Bäcker und öffentlicher Brotlieferant“, wie er sich nennt, mit Lieferungen an den Staat verdient haben; er hat sich in Rom ein noch heute stehendes Grabmal errichten lassen, auf dessen Fries (145) die Bereitung von Mehl und Brot und dessen Verkauf dargestellt ist. Hierbei ist besonders eine Teigknetmaschine interessant (Mittelstreifen rechts, von einem Pferde betrieben), über deren innere Einrichtung uns pompeianische Funde belehren. An der senkrechten Stange befanden sich im Innern des Steinböttchens in regelmäßigen Abständen waagrechte Querbögel, die bei der Drehung der Achse durch den Teig im Böttch getrieben wurden. Darnach war diese Knetmaschine im Prinzip von den ungeren nicht verschieden. Sonst ist dargestellt (oben von rechts nach links): Abrechnung mit den Beamten wegen des vom Staat gelieferten Getreides; zwei Mühlen, Sieben des Mehls; ein Mann bezahlt gekauftes Mehl (?). Mittelstreifen (von l. nach r.): Ein Geselle entnimmt der Knetmaschine Teig; Formen der Brote, zwischen den zwei Tischen ein Aufseher; Backofen. Unten (von l. nach r.): Abwägen des Brots, dabei ein Mann mit Schreibtisch und drei Beamte, die kontrollieren; das abgewogene Brot wird fortgetragen. — Der Maurer, der eine Wand verputzt, ist auf eine Mauer gemalt (146); an eben der Wand, die sein Bild trägt, sollen wir uns ihn arbeitend denken. — Bei dem Brennofen (147) führt der Eingang A in den Feuerkasten; BCD ist der eigentliche Brennraum, dessen Dach heute fehlt. Römische Siegelsteine (148) sind in der Form von unseren verschieden; sie sind viel niedriger, aber in der Fläche größer. Sehr oft tragen sie den Stempel des Siegelbesizers (dies ist noch jetzt in Italien und Frankreich üblich) oder einer Legion; denn Soldaten wurden im Frieden oft mit Siegel fabrication beschäftigt (S. 19). Diese unscheinbaren Stempel sind für die Altertumswissenschaft höchst wichtig; sie ermöglchen nach der Form ihrer Buchstaben (die ja oft wechselte, S. 54) eine Datierung der Gebände und geben Aufschluß über die Verteilung der Legionen in den einzelnen Garnisonen. — Rädchen der abgebildeten Art (149) drückte man an die Gefäße, während sie sich auf der Töpferscheibe drehten, und prägte dadurch ein gleichmäßig umlaufendes geriefeltes Band in den Ton. — Die Abbildungen des Handwerkszeuges (150) zeigen, wie wenig oder vielmehr gar nicht sich diese antiken Geräte von den jetzigen unterscheiden. Die Zeichnungen sind entweder nach gefundenen Stücken oder nach Darstellungen gemacht, die Handwerker auf ihren Gräbern anbringen ließen. Von einem solchen stammt das dreieckige Relief (k) mit Beilot, Schwage, Zirkel (der freilich recht ungeschickt dargestellt ist), Winkelmaß und Maßstab.

Eine Schilderung antiker römischer Kultur ist sehr unvollständig, wenn ihr ein Kapitel über das wissenschaftliche Leben fehlt. Aber es ist schwer oder unmöglich, die hohe Bedeutung antiker Jurisprudenz, Medizin, Sprach- und Litteraturforschung durch Abbildungen, die in diesem Büchlein das Wichtigste sein sollen, zu veranschaulichen. Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, daß die römische medizinische Wissenschaft — freilich als Schülerin der griechischen — auf hoher Stufe stand; die Re-

sultate jüngster Forschung auf diesem Gebiete, die uns die Existenz gerade der heute allmodernsten Kuren im Altertum lehren, setzen immer von neuem in Erstaunen. Die römische Technik vermittelte dem Westen die großartigen Errungenschaften der griechischen Technik, so den Orgel- und den Uhrenbau (151a).

Die auf Abb. 151b dargestellten medizinischen Geräte stammen aus Wohnungen pompeianischer Ärzte.

VII. Bestattung und Gräber (152—159).

Der Verstorbene wurde zunächst aufgebahrt, und die Überlebenden nahmen von ihm Abschied, während Klagefrauen zum Zeichen des Schmerzes sich Brust und Arme schlugen und die Totenklage anstimmten. Diese Art der Trauer erscheint uns zunächst würdelos; aber stundenlang monoton fortgesetztes dumpfes Geheul von Klagefrauen wirkt — wenn der Verfasser gelegentlich eines großen Unglücks unter den Eingeborenen in Assuan richtig empfunden hat — ungemein ergreifend. — Der Leichnam wurde darauf entweder in einem Sarge beigelegt oder verbrannt; in diesem Falle barg man die Asche in Urnen. Die Särge oder Aschenurnen mehrerer Familienmitglieder vereinigte man längs der Landstraßen vor der Stadt in besonderen Totenhäuschen; doch kommen auch Einzelgrabmäler vor.

Für die Kenntnis des Altertums ist die Erforschung der Gräber sehr wichtig, weil Totenhäuser und Sarkophage sehr oft mit bildlichen Darstellungen versehen sind. Besonders Sarkophage mit Bilderschmuck sind zu Hunderten erhalten. Man stellte sie als steinerne Kisten her, und zwar aus einem gewaltigen, der Größe des ganzen Sargs entsprechenden Steinblock, dessen Inneres man ausmeißelte; die Höhlung wurde dann mit einer einzigen schweren Deckplatte verschlossen. Nach ihrem Material sind also Sarkophage unendlich viel teurer, aber auch viel dauerhafter als unsere Holzsärge (auf diese hat man im Deutschen das griechisch-römische Wort sarcophagus übertragen und es zu Sarg verkürzt). Die Außenseiten der Sarkophage nun wurden gern mit figürlichen Darstellungen geschmückt, wie wir an Abb. 28, 103, 121 sahen; denn diese Särge wurden nicht in der Erde vergraben, sondern standen frei sichtbar. Andern Reliefschmuck brachte man am Totenhause oder auf dem Grabsteine selbst an (Abb. 29, 116, 118, 123, 134, 145). Darunter fanden wir des öfteren Darstellungen

rein irdischer Beschäftigungen oder Vergnügen, die nach unseren Anschauungen als Grabshmuck undenkbar sind. Der Römer dachte hierin anders; das, was den Lebenden besonders interessiert, und sei es Wettkampfen oder die Toilette, kann auch sein Grab zieren. Gerade aber weil sich alle Arten täglicher Beschäftigung an den Gräbern dargestellt finden, vermitteln uns diese eine besonders gute Kenntnis antiken Lebens. Neben Szenen von blutigen Gladiatorenkämpfen, die uns als Grabshmuck sehr befremden, finden wir übrigens auch so liebenswürdige und rührende, wie die von Abb. 121. Beliebte waren bei Eheleuten Bilder der griechischen Sage, in denen die Gattenliebe gefeiert wurde; manchmal findet man sinnbildliche Hindeutungen auf das Leben nach dem Tode (Abb. 103), später auch Darstellungen biblischer Szenen.

Abb. 152, 153 zeigen Aschenurnen, die eine gefällig verziert, die andere in Gestalt eines Hauses, das dem Toten zur Wohnung dienen soll. Die sich windenden Schlangen symbolisierten den Genius des Verstorbenen. Rechts und links von den Schlangen sind Türen angebracht. — Auf dem hübsch verzierten Grabstein Abb. 154 sehen wir in Nischen, die oben mit einer Muschel abgeschlossen sind, ein römisches Ehepaar dargestellt. Die Inschrift besagt: C. Albinus Uper hat der Secundia Restituta, seiner Gattin (und sich) (diesen Stein) bei Lebzeiten (errichtet); (vivos ist Nominativ). Das Denkmal stammt frühestens aus dem Beginn des 2. Jahrh. n. Chr.; älter kann es kaum sein, da Albinus einen Vollbart trägt, was früher nicht Mode war. Secundia ist zierlich frisiert (S. 50). Die Muschelnischen weisen vielleicht auf einen Einfluß syrischer Kunst (S. 9) hin, der in der Rheingegend häufig ist. — Etwa in den Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. gehören die von einem Grabmal stammenden Porträtbüsten des L. Antistius Sarculo und der Antistia Plutia, seiner Gattin (155). In der Inschrift sind die Worte: L(ucius), Cn(acii) F(ilius) H(ortatius), M(ater) M(ater), L(ucii) L(ibera) oder -iberti) abgekürzt (S. 54). Die Worte heißen: „Lucius Antistius, Sohn des Gnaeus, Hortatius Sarculo, Albanischer Salier [d. h. Mitglied einer Priesterschaft], zugleich Vorstand der Salier. — Antistia, freigelassene des Lucius, Plutia. — Die freigelassenen Rufus und Anthus haben die Bilder auf eigene Kosten ihrem Herrn und ihrer Herrin wegen ihrer Verdienste machen lassen.“ Die Gatten waren offenbar kinderlos; treue Diener, die sie mit der Freilassung belohnt hatten, erfüllten die Pietätspflicht, das Ehepaar würdig zu bestatten. Die Porträts zeigen charakteristische scharfe Züge. — Ungefähr in derselben Zeit mag der unter Nr. 156 abgebildete Sarkophag gearbeitet sein. Seine Darstellung — Achilleus und Penthesilea im Kampfe der Griechen und Amazonen vor Troia — ist ein treffendes Beispiel einer unendlich häufigen Art des Sarkophagschmuckes in späterer Zeit. Jergendein Gegenstand der Mythologie ist in künstlerisch unerfreulicher Weise geschildert; auf der Relieffläche drängen und überschneiden sich die Personen derart, daß in der Fülle der Körper jede edle Ruhe verloren geht und die Übersicht über das Ganze

sehr erschwert wird; oft gehört ein förmliches Studium und in vielen Fällen sehr genaue Kenntnis der Sage dazu, alle dargestellten Personen richtig zu benennen. Die Behandlung des Marmors ist bei aller Virtuosität handwerksmäßig. Oft tragen die Hauptpersonen der dargestellten Handlung die Porträtzüge der in dem Sarkophag bestatteten Toten, so in unserem Falle in der Mitte die Figuren des Achilleus und der Penthesilea. Man arbeitete die Sarkophag nach Vorlagen, die in Musterbüchern vorhanden waren, auf Vorrat und fügte nachher auf Wunsch der Besteller die Porträtzüge hinzu. — Vornehme Familien hatten das Recht, nach dem Tode eines Mitglieds eine wächserne Gesichtsmaske des Entschlafenen herstellen zu lassen. Diese Masken wurden bei den Leichenbegängnissen später verstorbener Familienmitglieder von Schauspielern, denen man auch die Amtsabzeichen der Verstorbenen gab, im Leichenzuge getragen, und es geleiteten also sozusagen die Ahnen in langer Reihe den Toten ins Grab, gewiß ein feierlich-großartiger Anblick. Bei der Vergänglichkeit des Materials, aus dem diese Masken gefertigt waren, hat sich keine davon erhalten. Doch besitzen wir Nachbildungen solcher Wachsfiguren in Stein (157), die man an Denkmälern von Toten zum Zeichen dafür anbrachte, daß der Dargestellte das *ius imaginum* (das Recht, solche Bilder fertigen zu lassen) besessen hatte. Siehe auch Abb. 60.

Stätten, wo der Sarkophag oder die Aschurne geborgen wurde, sieht man auf Abb. 158, 159. Das pyramidenförmig gekrönte Grab der Abb. 158 birgt den Titus Flavius Maximus, praefectus leg. III Aug., also einen Befehlshaber des S. 32 besprochenen Lagers von Lambaesis. Der französische Colonel Carbuccia, der in den Kämpfen mit den Eingeborenen Algeriens das Gebiet von Lambaesis für die Franzosen eroberte, ließ das verfallene Grabmal wieder herstellen und dann durch seine Mannschaften dem seit Jahrhunderten im Tode ruhenden Kameraden und Vorgänger in der Kolonisierung des Landes eine Ehrensalve abgeben. Dies Vorkommnis macht es deutlich, wie die antike Kultur, die vielen von uns als tot und als die einer versunkenen Zeit erscheint, den Romanen und allen denen, die im Süden zu Haus sind, lebendig vor Augen steht. Tatsächlich sind es ja auch dieselben Stämme, denen die Römer und denen die Franzosen in Nordafrika das Land abnahmen, um es der Kultur zu erschließen. — Abb. 159 schließlich zeigt, wie man sich monumentale Grabanlagen längs der Landstraßen vor den Stadttoren zu denken hat. Eines der dargestellten Gräber war ein wirkliches Totenhaus; rechts und links liegen Halbrunde, *scholae*, mit Sitzen für die Angehörigen der Toten, die die Gräber besuchten, oder für vorübergehende Wanderer.

In solchen schön und stimmungsvoll gelegenen Gräbern schlafen also die, die einst antike Kultur schufen. Was sie aber geschaffen haben, schläft nicht mit ihnen; es lebt in unserer materiellen und geistigen Kultur, es durchdringt unser ganzes Dasein auch bei denen, die in begreiflicher, aber doch falscher Überschätzung der Kultur ihrer eignen Zeit den Alten geringschätzig den Rücken kehren.

*

Quellen für die Abbildungen.

In den angegebenen Werken findet man meist Ausführliches über die abgebildeten Gegenstände.

- Altertümer unserer heidnischen Vorzeit IV, 37: Nr. 138—141; V, 17, 292, 295a: Nr. 100, 101.
 Amelio, Dipinti Murali di Pompei tav. IV: Nr. 70.
 Annali dell' Istituto 1881 tav. H: Nr. 146.
 Art and Archaeology I S. 137: Nr. 19.
 Baumeister, Denkmäler III Abb. 1646 S. 1585: Nr. 129, 130.
 Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben Abb. 268: Nr. 151a.
 Blümner, Terminologie und Technologie Bd. II S. 26 und 112: Nr. 147, 149; Bd. II S. 189—226: Nr. 150.
 Bulletino comunale 1874 tav. II: Nr. 82; 1881 tav. XV: Nr. 102; 1883 tav. III: Nr. 66.
 Brunn-Andt, Porträts Tafel 61: Nr. 61. Tafel 6 u. 66: Nr. 113, 115. Tafel 801: Nr. 157.
 Brunn-Bruckmann, Denkmäler Tafel 409: Nr. 65.
 Burlington Fine Arts Club Exhibition 1904 pl. XV: Nr. 62.
 Canina, Edifizj di Roma IV tav. 187: Nr. 26.
 Cybulski, Tabulae quibus antiquitates... illustrantur VI, VII: Nr. 46—49.
 Daremberg-Saglio, Dictionnaire des Antiquités III, 2, 1581: Nr. 108; IV, 1, 239: Nr. 116; III, 2, 1577: Nr. 142.
 Erman und Krebs, Aus den Papyri der Kgl. Museen (Berlin) Tafel XV: Nr. 127.
 d'Espouy-Joseph, Architektonische Einzelheiten Tafel 28: Nr. 56; Tafel 100: Nr. 20.
 Franberger, Aftropolis von Ba'albek Tafel 22: Nr. 4.
 Furtwängler, Gemmen III S. 316 fig. 189: Nr. 110.
 Herrmann-Bruckmann, Denkmäler der Malerei des Altertums Tafel 39: Nr. 71.
 Jahn, Darstell. griech. Dichter auf Vasenbildern (Abh. d. sächs. Ges. d. Wiss. III 1861) Cfl. XIII, 2: Nr. 143.
 Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde XXI (1909) Tafel III: Nr. 45.
 Kisa, Das Glas im Altertum Abb. 203a, 225, 379: Nr. 94—96.
 London: Catalogue of Roman Pottery in the British Museum Tafel VIII, XXIII: Nr. 83—85.
 Mau, Pompeii, 2. Auflage, Figur 176—177: Nr. 54.
 Monumenti dell' Istituto II, 58: Nr. 145; VIII, 19: Nr. 103; XI, 30, 4: Nr. 21.

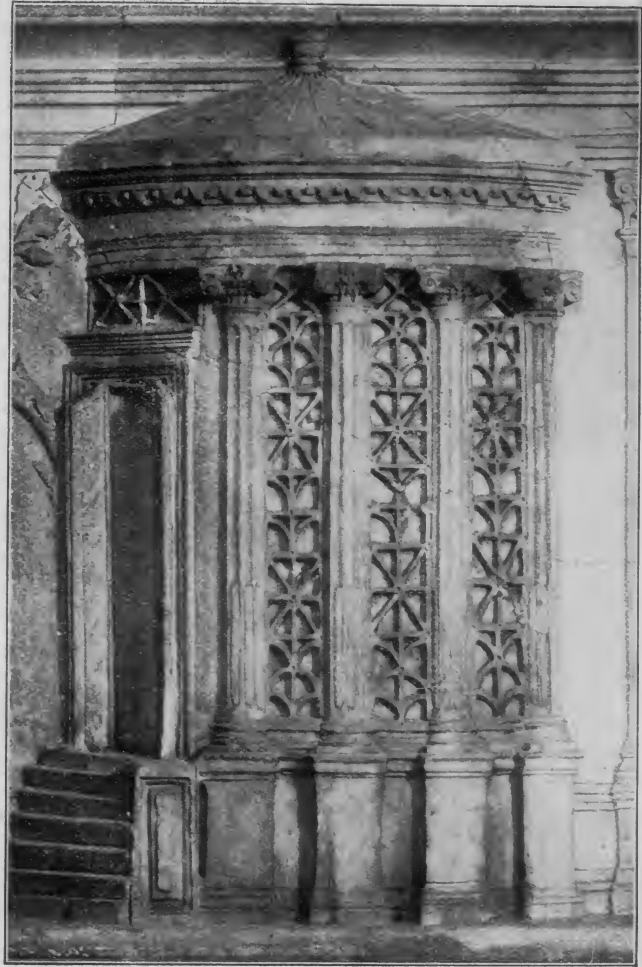
- Monumenti dei Lincei VIII, 8: Nr. 55.
 Monuments Piot II t. 10—13: Nr. 33. III t. 20: Nr. 74. V, t. 4,
 9, 24, 27, 28: Nr. 86—92.
 Museo Borbonico IV A: Nr. 104. VI, 28: Nr. 78. VI, 38: Nr. 105
 —107.
 Niccolini, Pompeii Vol. I Casa di M. Lucrezio tav. I: Nr. 124;
 Seconda Fontana tav. I: Nr. 126; Vol. II Tempio d'Iside tav.
 II: Nr. 125; Descrizione Generale tav. II: Nr. 97; tav. III:
 Nr. 119; tav. VII: Nr. 159; tav. XXXIII: Nr. 131; tav. XXXIV
 u. XXXXII: Nr. 109; tav. XXXXIII: Nr. 93; tav. LXII:
 Nr. 111; tav. LXVII: Nr. 22; tav. LXXXVII: Nr. 132;
 tav. LXXXVIII: Nr. 151b.
 Niemann, Palast Diocletians in Spalato Cfl. XIV: Nr. 53.
 Nogara, Le Nozze Aldobrandine (Milano, Ulrico Hoepli) tav. 47:
 Nr. 10.
 Österreichische Jahreshefte XIII, Beiblatt 107 (Nowomy): Nr. 117;
 XVIII 116 (Egger): Nr. 120.
 Paulin, Thermes de Dioclétien t. VIII—X, XXIV—XXV:
 Nr. 42, 43.
 Puchstein-Köpfe, Ba'albek Tafel 17: Nr. 5.
 Ronczewski, Gewölbeschmuck im Altertume Tafel XXIV: Nr. 72.
 Schneider, Das alte Rom Tafel XIV, 12: Nr. 43a.
 Wilpert, Die römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen
 Bauten vom 4.—13. Jahrh. III 42—44: Nr. 75.
 Wood, Ruines de Palmyre pl. 35: Nr. 37.

*

Abbildungen nach Photographien von:

Minari: Nr. 7, 12, 69, 112. — Anderson: Nr. 67, 73, 99. — Brogi:
 Nr. 114, 135, 136. — Brudmann: Nr. 63. — Baldwin Coolidge: Nr. 60.
 — A. Giraudon: Nr. 9. — Lehnert u. Landrod: Nr. 3, 25, 31, 41, 50,
 76, 158. — Mosconi: Nr. 11, 123. — Neudein: Nr. 2, 17, 18, 23, 24, 32,
 36, 38, 40, 44, 52. — Für die Abb. 1, 6, 8, 13, 14, 15, 16, 27, 28, 29, 30,
 34, 35, 39, 51, 52, 58, 59, 64, 68, 77, 79, 80, 81, 98, 118, 121, 122, 128, 133
 134, 137, 144, 152, 153, 154, 155, 156 dienten Photographien ohne Firmen-
 angabe als Vorlage.

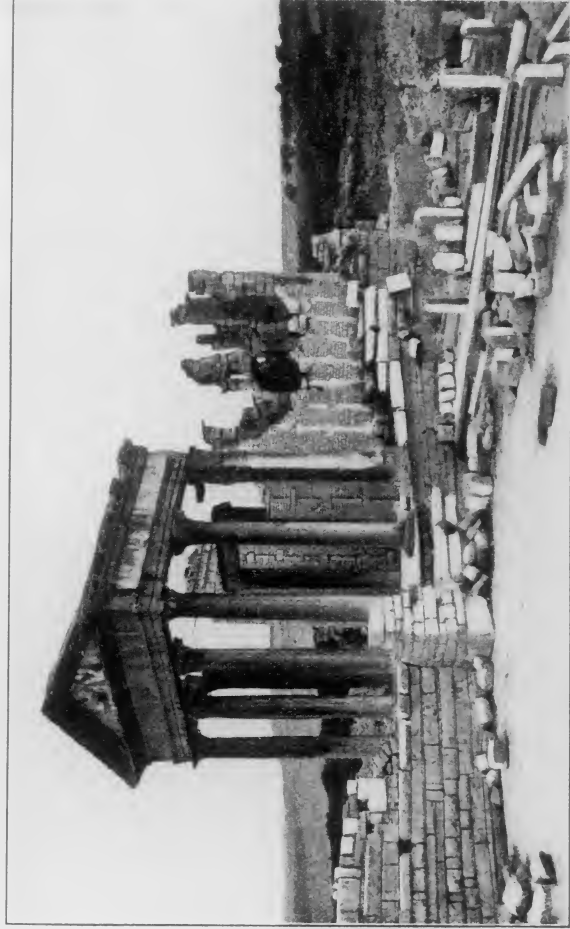
*



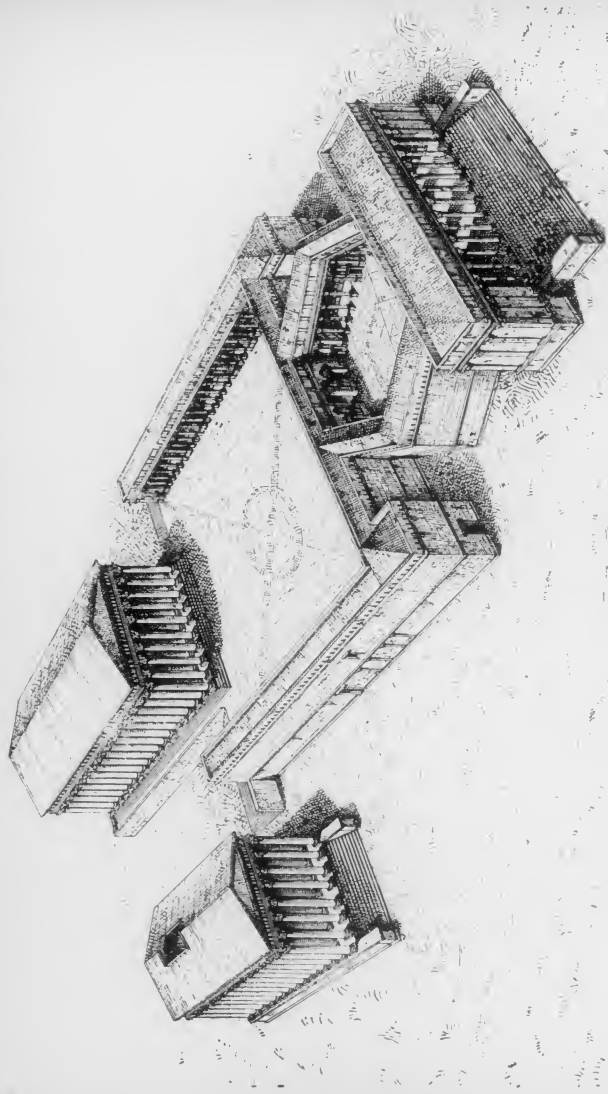
1. Runder Tempel.
Relief in den Uffizien in Florenz.



2. Tempel mit rechteckigem Grundriß: Die Maison carrée in Karnak (Nemaisus).



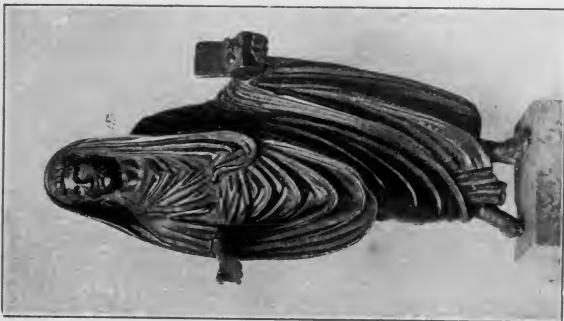
3. Tempel mit rechteckigem Grundriß. Auf dem Kapitäl in Dugga (Thugga), Tunesien.



4. Tempelanlage mit Tempelhof und Vorhof; daneben ein kleiner freistehender Tempel.
Rekonstruktion. Ba'albet (Syrien).



5. Säulen und ihr Unterbau vom großen Tempel in Ba'albet (Syrien).
Heutiger Zustand.



6. Pontifex (Priester).
Bronzestatue in Paris, Bibliothèque Nationale.



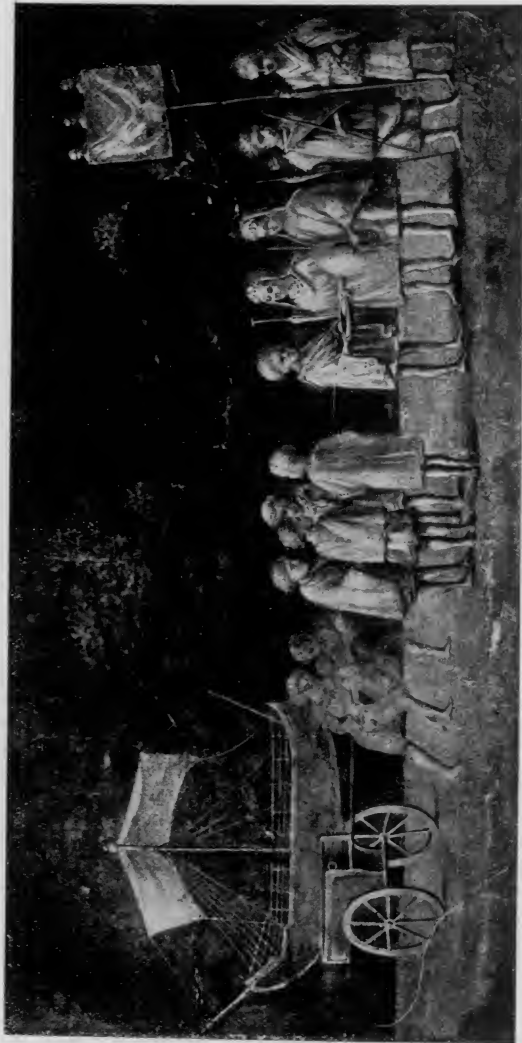
7. Virgo Vestalis maxima (Abtissin).
Statue in Rom, Reale Museo nazionale.



9. Haruspicium (Prophezung aus den Eingeweiden des Opfertieres.).
Relief in Paris, Louvre.



8. Suovetaurilia (Opfer von Schwein, Schaf und Rind).
Relief in Paris, Louvre.



10. Kinder, die sich zu einer Prozession vorbereiten.
In Ostia gefundenes Bild, jetzt in der Vatikanischen Bibliothek in Rom.



11. Archigallus (Oberpriester der Magna Mater).
Relief in Rom, Museo Capitolino.



12. Prozession im Isisdienst.
Relief in Rom, Vatikan.



13



15

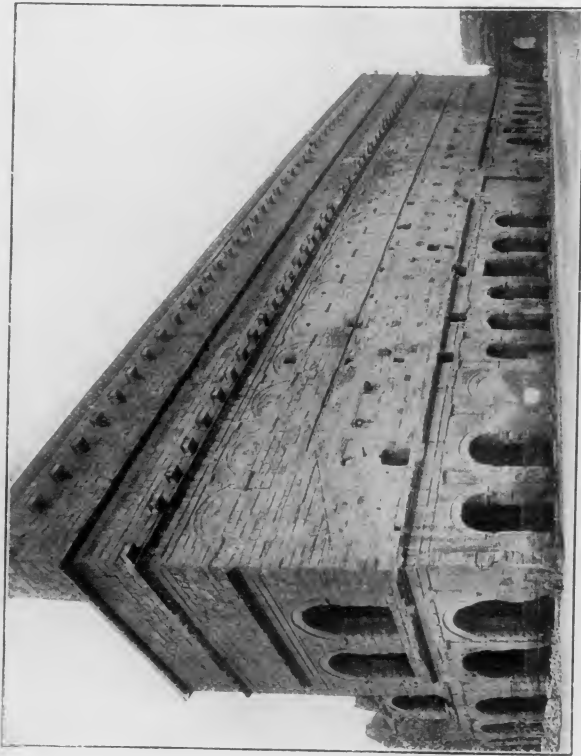


14

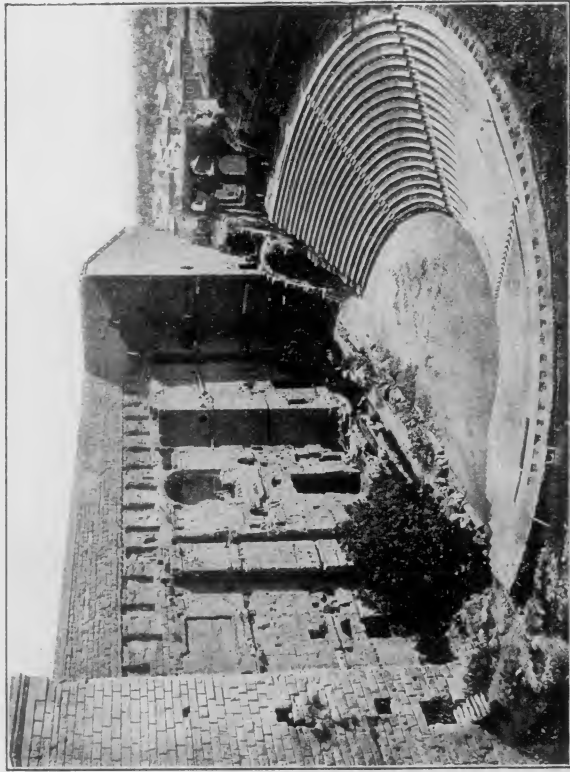
13. Kleine Jupiterssäule im Altertumsmuseum der Stadt Mainz. — 14. Große Jupiterssäule (Original im Altertumsmuseum der Stadt Mainz) in der Rekonstruktion des Bildhauers Eduard Schmaßl auf der Saalburg bei Homburg v. d. H. — 15. Bronzeplatte mit Darstellung des Gottes Dolichenus. Aus Heddernheim bei Frankfurt a. M., jetzt im Landesmuseum zu Wiesbaden.



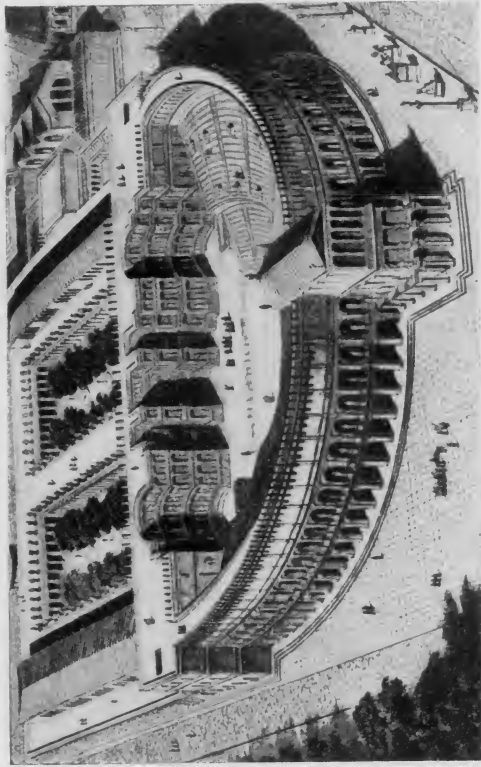
16. Einzelbild von der großen Mainzer Jupiterssäule, Rekonstruktion. Die Göttinnen Fortuna (in der Linken Füllhorn mit Früchten, in der Rechten ein Steuerruder) und Minerva (für das Heil des Kaisers auf dem vor ihr stehenden kleinen Altare Weihrauch opfernd).



17. Außenfette eines Bühnengebändes: Theater in Orange (Arausio), Frankreich.



18. Innenansicht eines Theaters (Orange).
Die Sigtufen sind z. T. erneuert, die Wand des Bühnhauses im heutigen Zerstörungszustande.



19. Gesamtansicht eines Theaters aus der Vogelperspektive.
(Das Pompeiustheater in Rom in der Rekonstruktion von Charles Knapp.)



20. Innenansicht eines Theaters (Pompeii). Rekonstruktion.



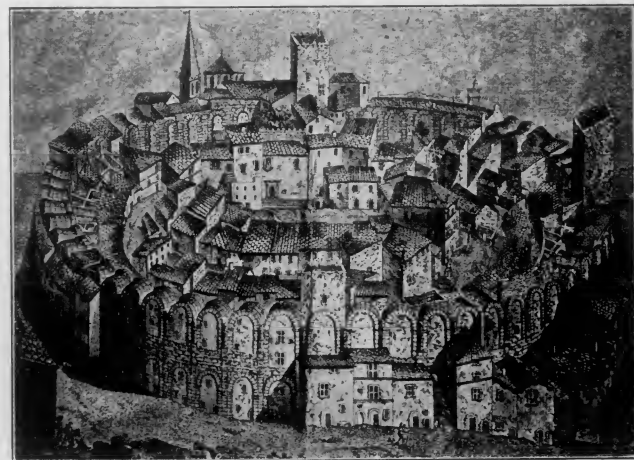
21. Schauspielszene: Priamos bittet Achilleus um die Herausgabe der Leiche seines Sohnes Hector. Wandbild aus Pompeii.



22. Masken. Aus Pompeii.



23. Amphitheater, Innenansicht: Arles (Arelate), Frankreich.



24. Amphitheater in Arles, in eine Stadt umgebaut.



25. Amphitheater, Außerer: El Djem (Thysdrus), Tunesien.



26. Der Circus maximus in Rom.
Rekonstruiert.



27. Etruskischer Rennwagen.
Rom, Etruskisches Museum im Vatikan.

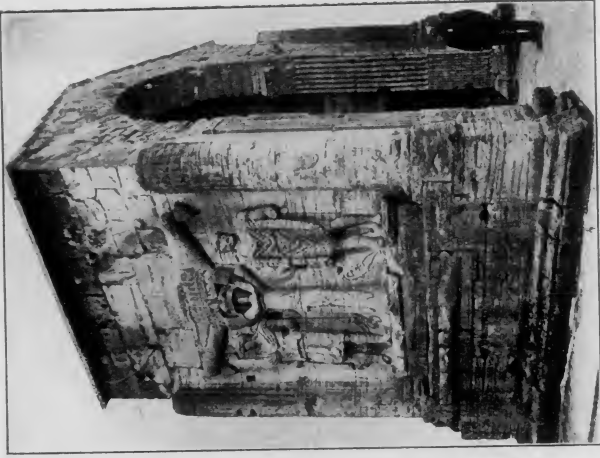


28. Eroten beim Wagenrennen.
Sarkophagrelief in Rom, Vatikan.

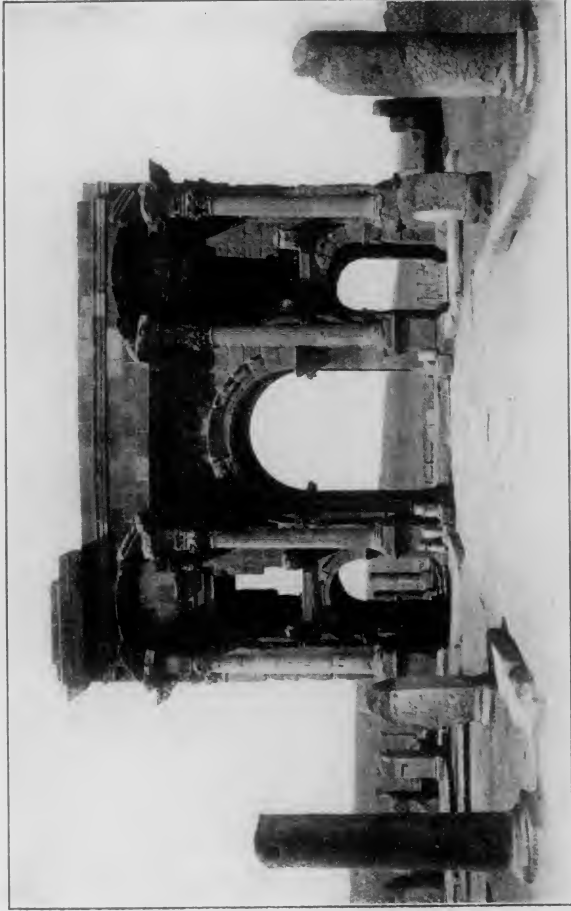
Weitere auf Gladiatoren- und Circusspiele bezügliche
Darstellungen siehe unter Nr. 66, 67.



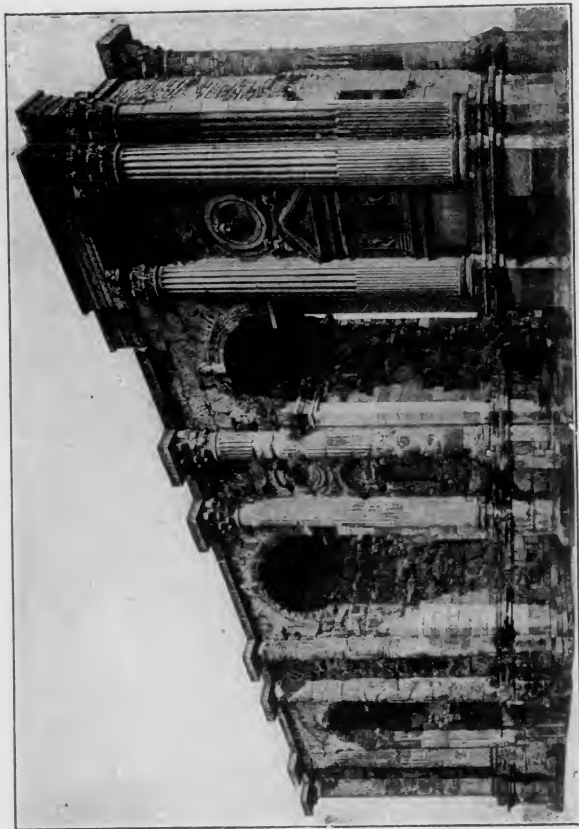
29. Quadrifrons (v. vier Seiten her zu durchschreitender Bogen) in Kavatlon (Kabello) in Südfrankreich. Das Dach fehlt jetzt.



30. Eintoriger Bogen in Carpentras (Carpentoracte) in Südfrankreich.



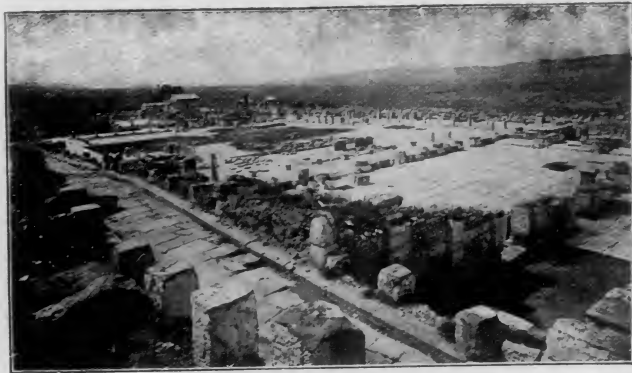
31. Dreifortiger Bogen des Trajanus in Timgad (Thamugad), Algerien. Abb. 36 zeigt, wie dieser Bogen eine Straße monumental abschließt.



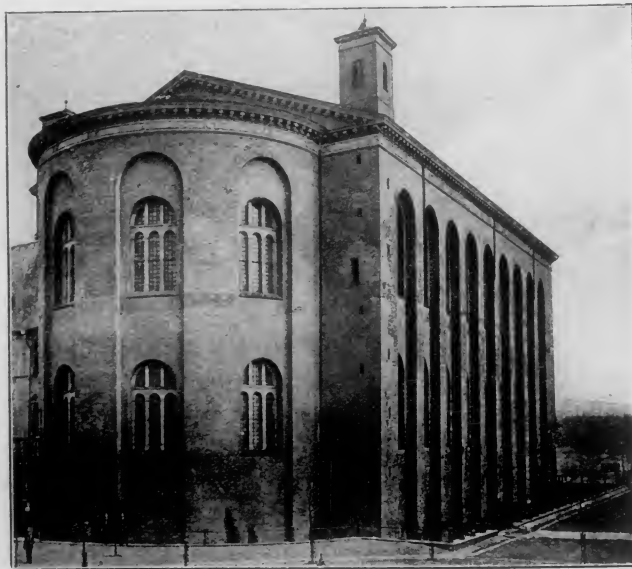
32. Dreifortiger Bogen (Porte de Mars) Reims.



33. Ehrensäule des Arkadios, einst in Konstantinopel, jetzt zerstört.
Rechts Einzelheiten der Darstellung: die 3., 4. und 5. Windung von oben.



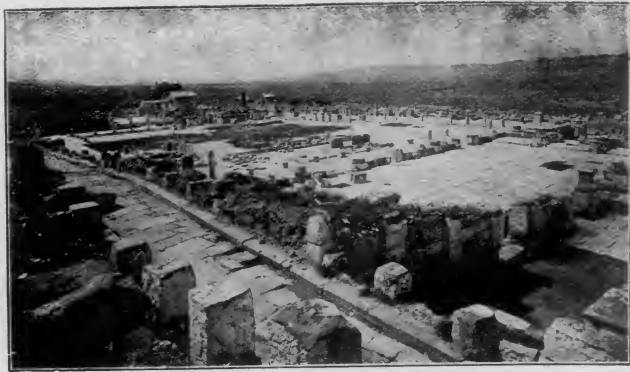
34. Forum (Markt) in Timgad (Thamugadi), Algerien.



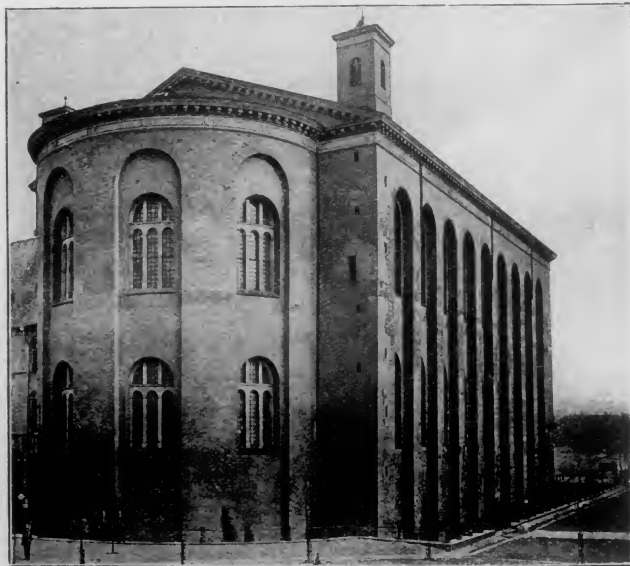
35. Basilica (Markt- u. Gerichtshalle) in Trier (Augusta Treverorum). Jetzt Kirche.



36. Straße in Timgad (Thamugadi), Algerien.



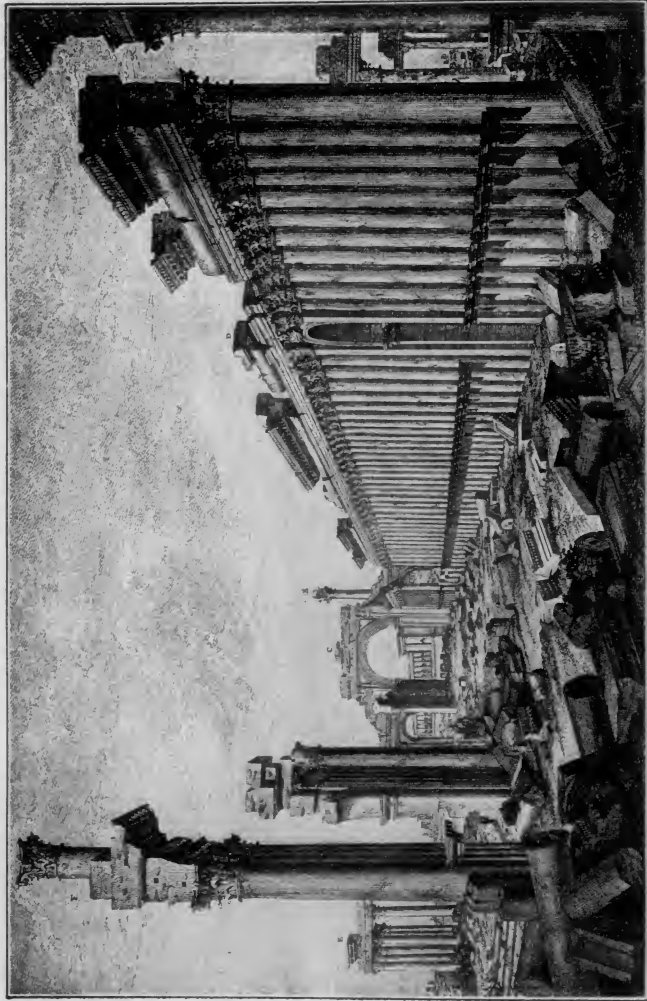
34. Forum (Markt) in Timgad (Thamugadi), Algerien.



35. Basilica (Markt- u. Gerichtshalle) in Trier (Augusta Treverorum). Jetzt Kirche.



36. Straße in Timgad (Thamugadi), Algerien.



37. Säulenstraße in Palmyra (Syrische Wüste).



38. Brücke bei St. Thamas in Südfrankreich.



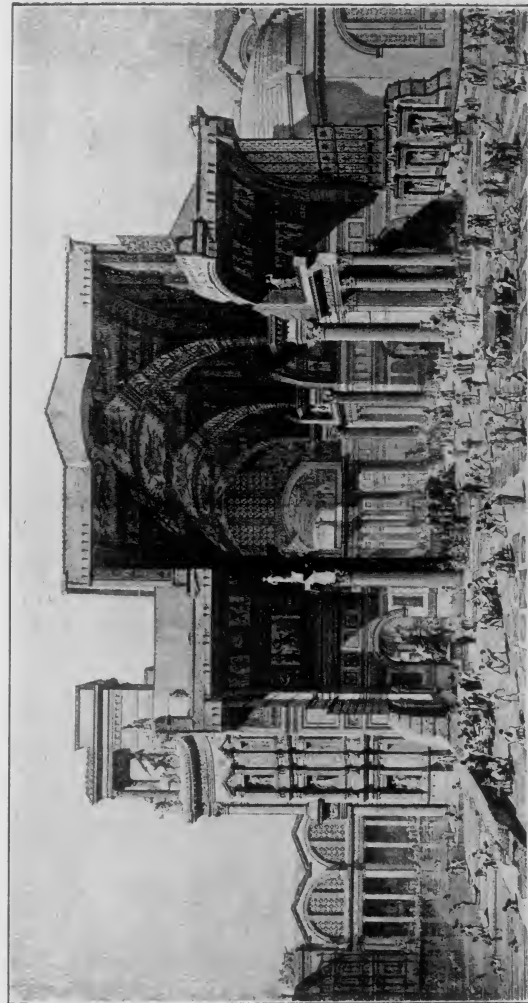
39. Eingang in einen Tunnel der Via Flaminia (Passo del Furlo bei Rimini).



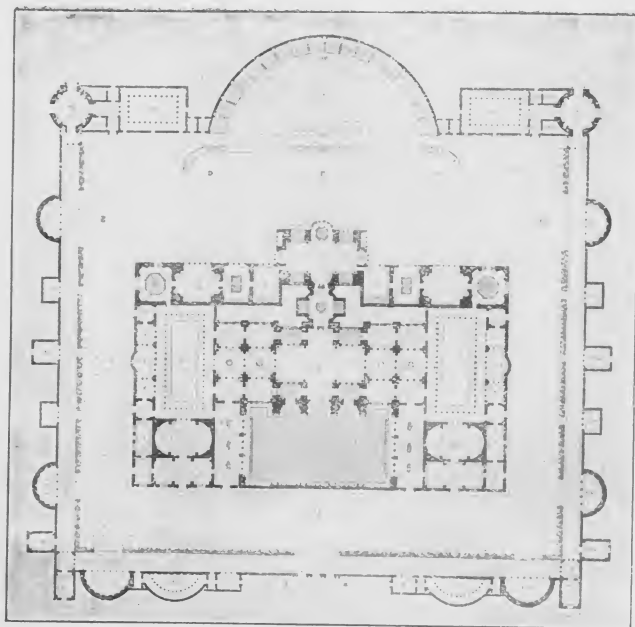
40. Aquaeduct (Wasserleitung) über einen Fluß:
Pont du Gard in Südfrankreich.



41. Öffentliche Wasserlosetts in Timgad (Thamugadi), Algerien.

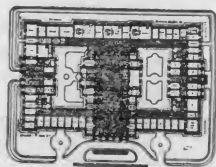


42. Teil der Thermen des Diocletianus in Rom. Rekonstruktion.

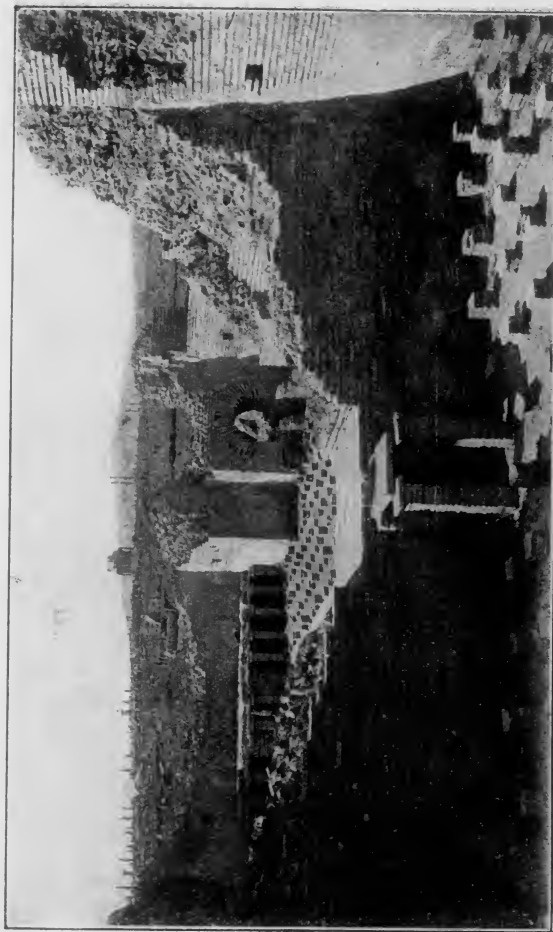


43. Plan der Diocletianusthermen in Rom.

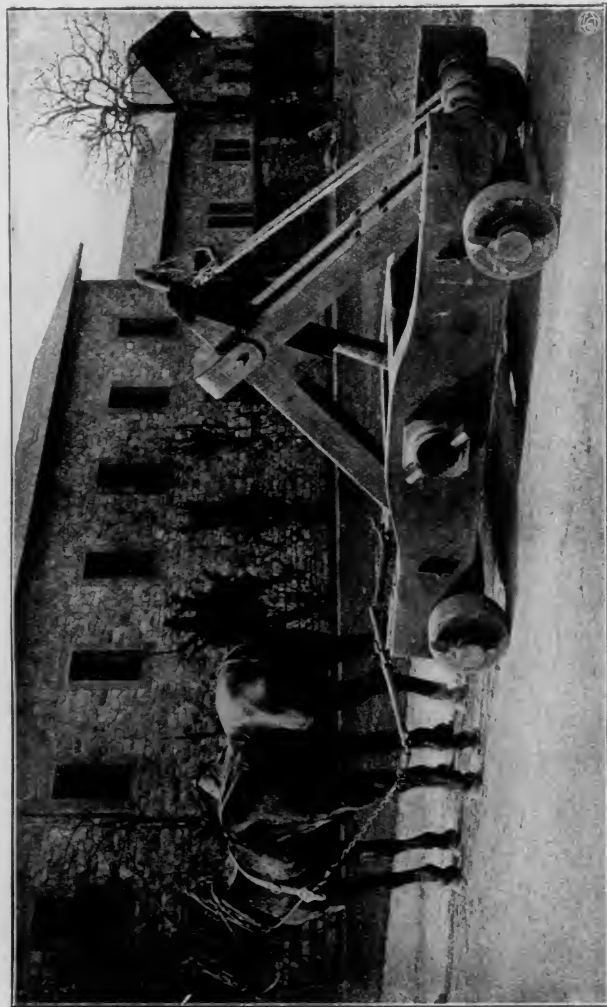
(Das Halbbrunn oben ist so groß, daß es heute einen auch in der Großstadt Rom sehr ansehnlichen, mit gewaltigen Säulengängen geschmückten Platz darstellen kann, die Piazza delle Terme.)



43a. Das Reichsgericht in Leipzig in gleichem Maßstabe.



44. Hypocaustum (Heizanlage) der Nordthermen in Tingad (Timgad), Algerien.



45. Römischer Geschütz (großer Dnager).
Rekonstruktion von Generalleutnant Dr. Schramm. Auf der Saalburg bei Homburg v. d. H.



46

46.
Feldherr
(imperator).
Nach einer
Statue (Kopf
modern) im
Museo Nazio-
nale in
Neapel.



47

47.
Unteroffizier
(centurio).
Nach einem
Grabrelief
in Verona.



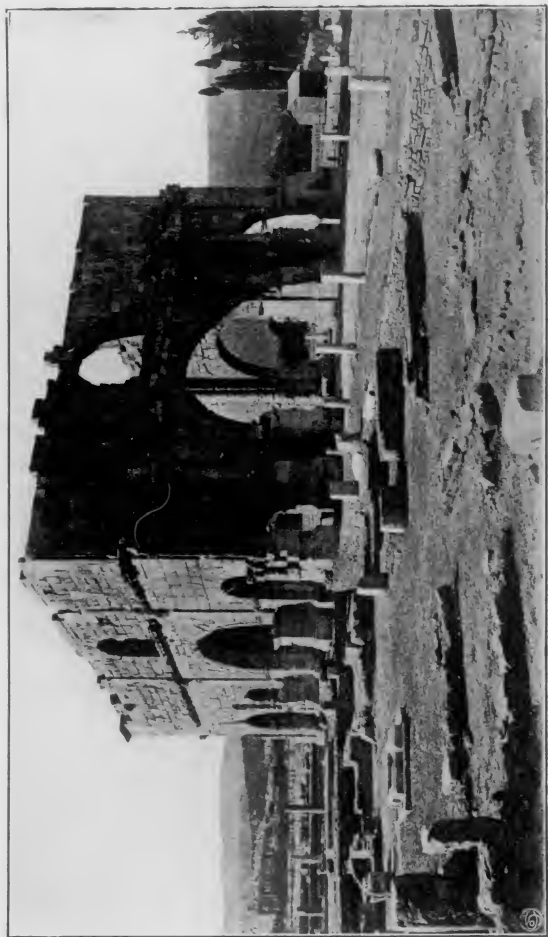
48

48.
Infanterist
mit Gepäck
(miles legio-
narius im-
peditus)
aus der ersten
Kaiserzeit.
Nach der
Trajanssäule
in Rom.



49

49.
Kavallerist
(eques).
Nach der
Trajanssäule
in Rom.



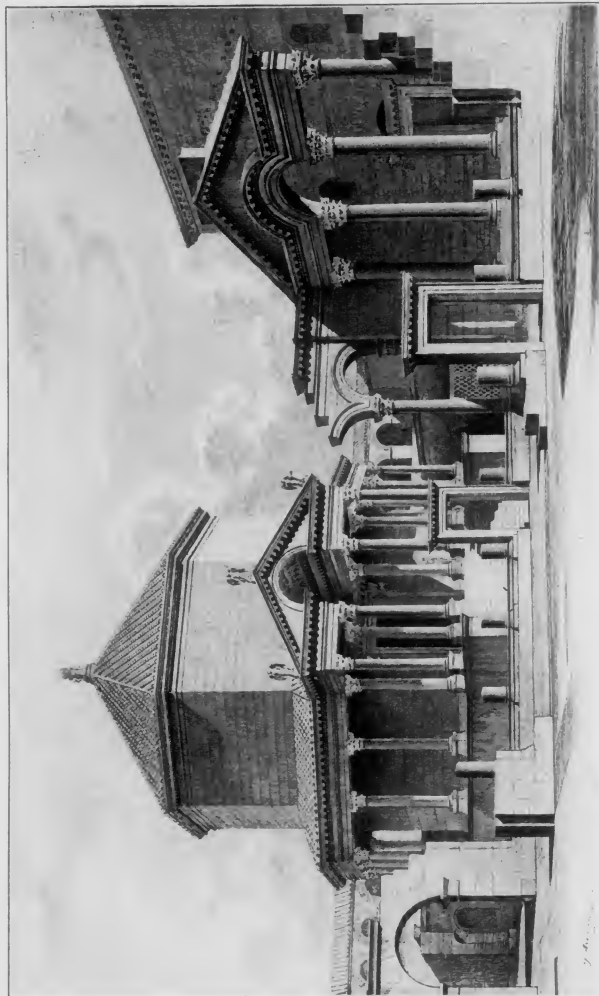
50. Das sog. Praetorium im Lager der legio III. Augusta in Lambése (Lambacis), Algerien.



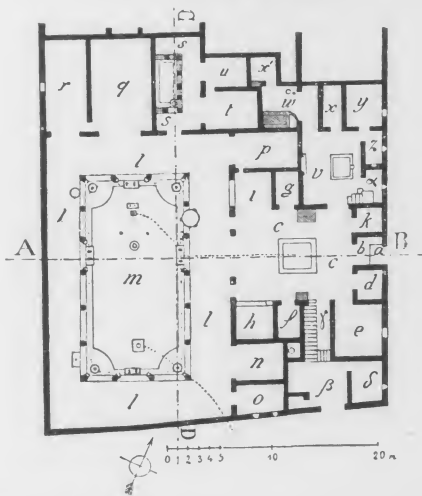
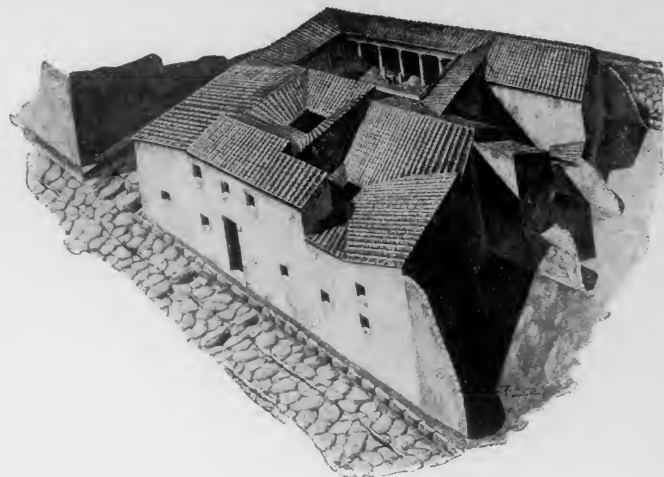
51. Teil der von Aurelianus (270–275) und seinen Nachfolgern erbauten, z. T. noch heute stehenden Stadtmauern Roms.



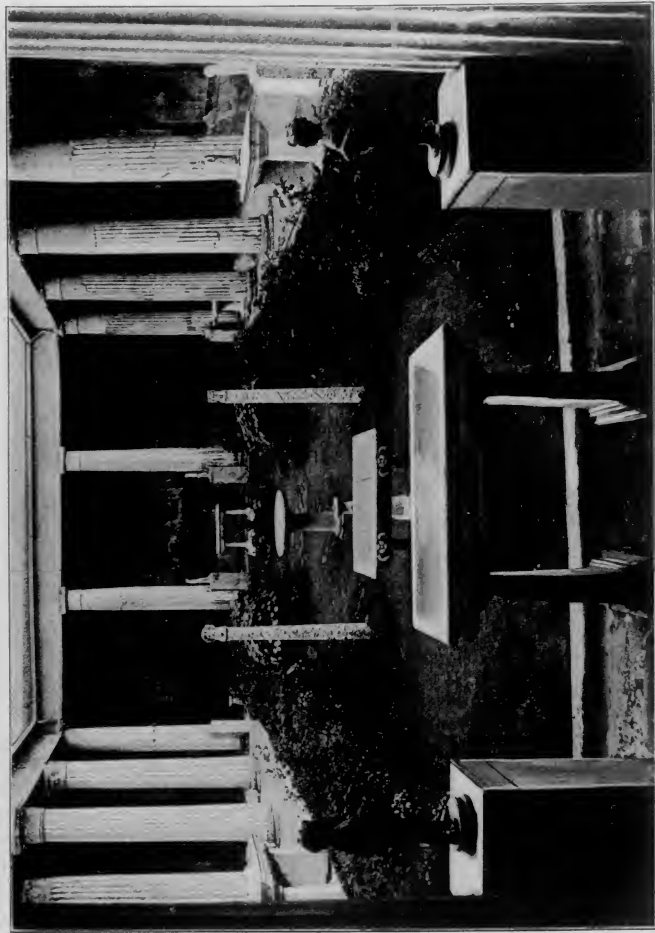
52. Stadttor (Porte d'Arroux) in Autun (Augustodunum) in Frankreich.



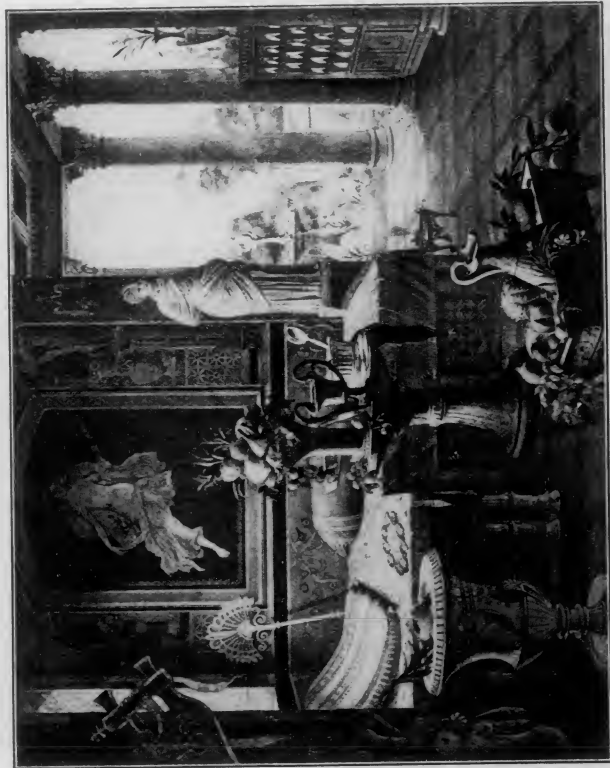
53. Das Mausoleum im Palast des Kaisers Diocletianus in Spalato. Rekonstruktion von George Niemann.
 Jetzt Dom der Stadt Spalato (Dalmatien).



54. Haus aus der Kaiserzeit mit Peristyl (Haus des Vettier in Pompeii).
 (Die auf dem oberen Bilde sichtbare Haustür ist auf dem Grundriß mit B bezeichnet.)



55. Peristyl (mit Säulenhallen umgebener Hofgarten) im Hause der Vettier in Pompeii. Die Bette waren in Form und Bepflanzung nach der Ausgrabung noch kenntlich und sind jetzt in ihrem ursprünglichen Zustande erneuert.



56. Einrichtung eines nach einer Säulenhalle hin offenen Zimmers. Rekonstruktion.



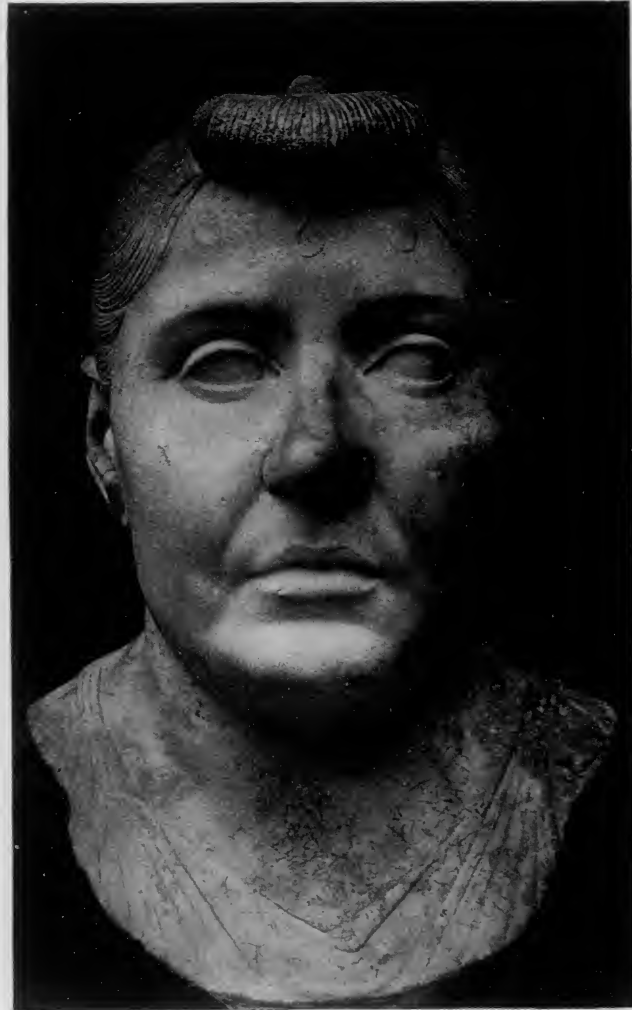
57. 58. Darstellungen von Landhäusern auf Mosaikbildern.
Aus Sabarka in Tunesien. Tunis, Musée Maoui.



59. Haus in Djisra mit großen, nach der Straße zu gelegenen Fenstern.



60. Porträt eines Römers. 1. Jahrh. vor Chr.? Terrakotta.
Wohl nach einer Totenmaske (siehe zu Abb. 157): auf der linken Stirnseite eine offene Wunde.
Boston, Museum of Fine Arts.



61. Porträtbüste einer Römerin. Marmor. Kopenhagen, Glyptothek Ny-Carlsberg.



62. Römischer Knabe. Bronze. In England, Privatbesitz.



63. Säuglingsköpfchen. Marmor.
In München. Gipsabgief.
Photogr. Bruchmann, München.



64. Mädchenkopf. Marmor.
(Nasenpitze abgebrochen.)
In Rom, Reale Museo Nazionale.

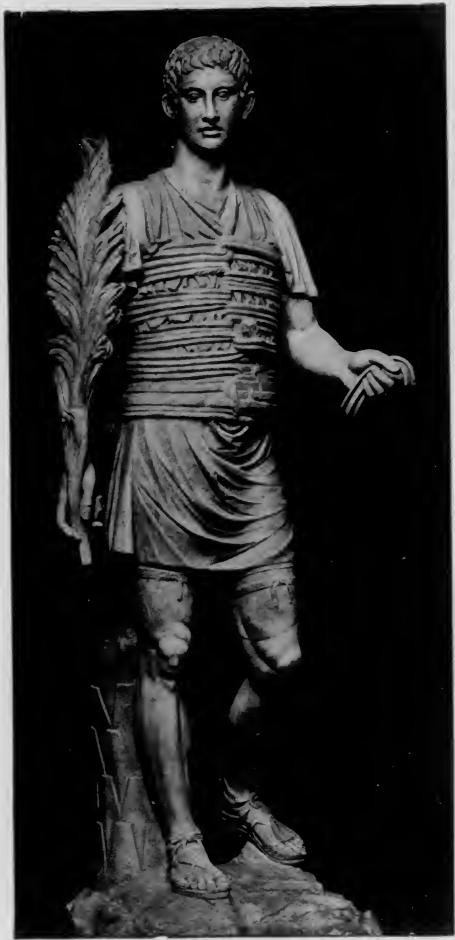
Photogr. Brudmann, München.



65. Barbar.
Marmorstatue in Rom, Konservatorenpalast.



66. Beamter, der im Circus das Zeichen zum Beginn des Rennens gibt.
Marmorstatue in Rom, Konservatorenpalast.



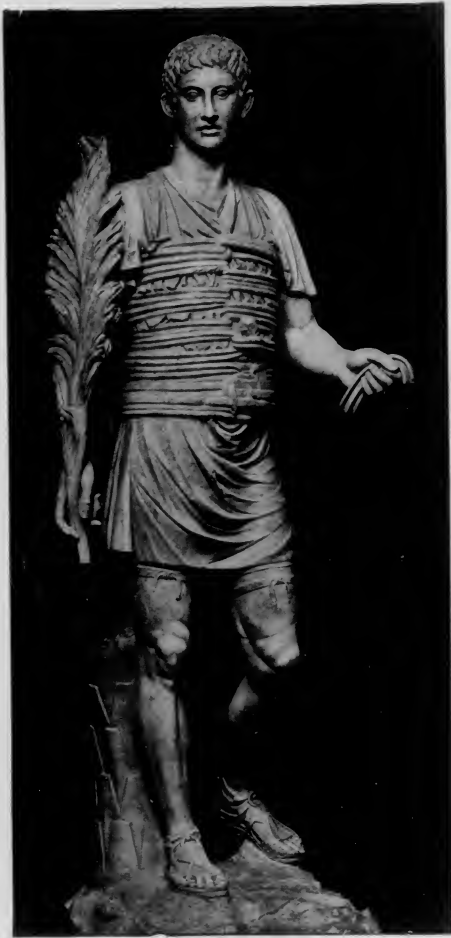
67. Siegreicher Rennfahrer.
Marmorstatue in Rom, Vatikan.



68. Brunnenfigur. Marmorstatue in Rom, Konservatorenpalast.



69. Tiergruppe. Marmor. Rom, Vatikan.
(Beispiel starker und falscher Ergänzung.)



67. Siegreicher Krennfahrer.
Marmorstatue in Rom, Vatikan.



68. Brunnensfigur. Marmorstatue in Rom, Konservatorenpalast.

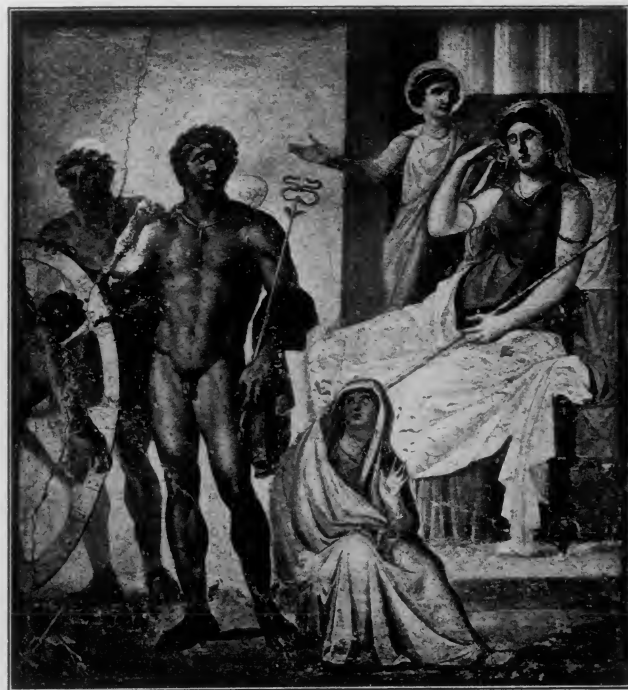


69. Tiergruppe. Marmor. Rom, Vatikan.
(Beispiel starker und falscher Ergänzung.)

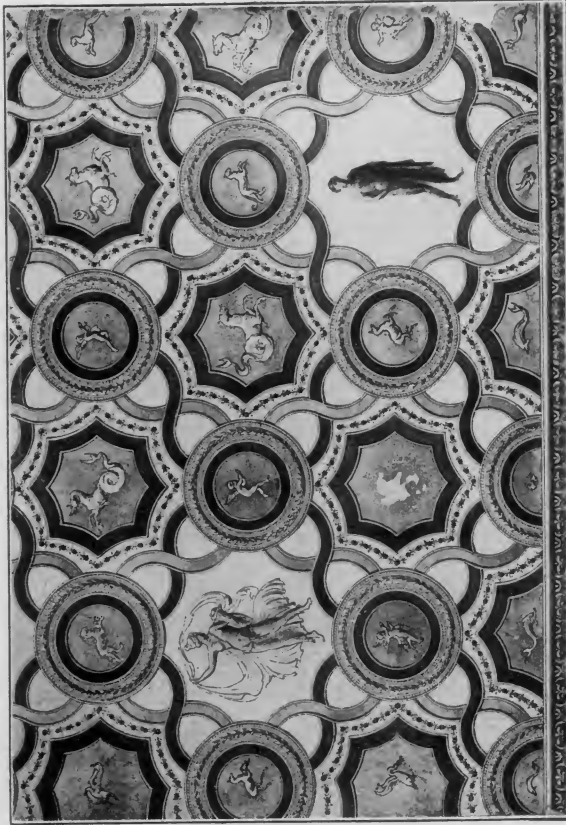


70. Wandmalerei aus dem sog. Hause der farbigen Kapitäle in Pompeii.
(4. pompeianischer Stil.)

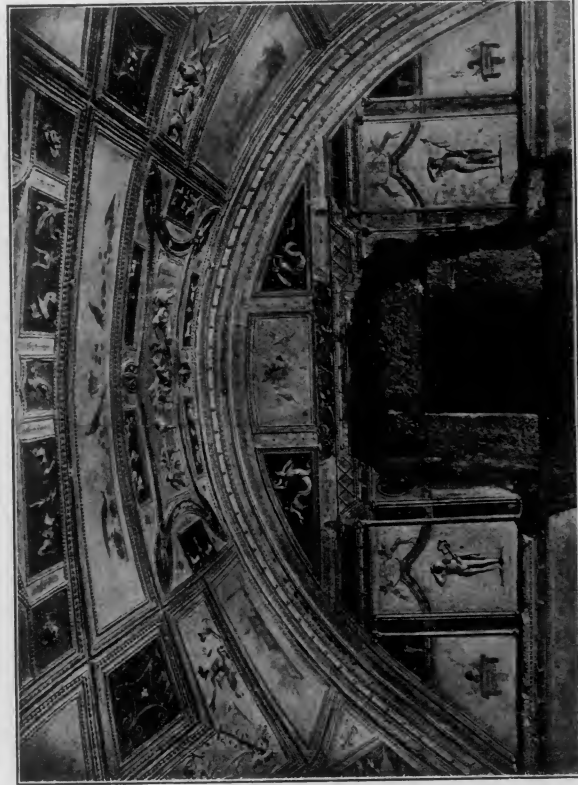
Photogr. Brudmann, München.



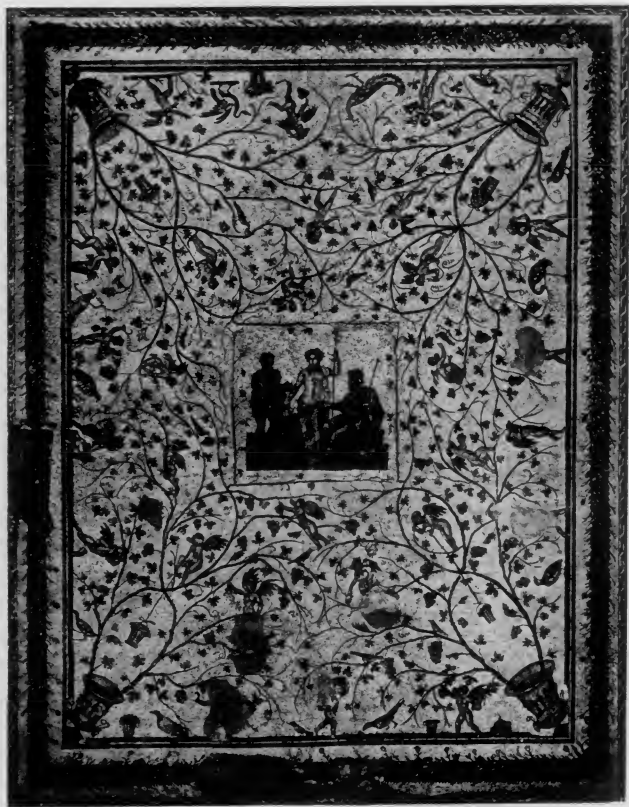
71. Mythologische Szene, Mittelbild einer bemalten Wand im Hause der Vettier in Pompeii. (Ixion, der der Hera nachgestellt hat, ist [links, undeutlich] von Hephaistos zur Strafe auf ein Rad gefesselt, das dieser zu drehen sich anschickt. Neben ihm Hermes, dann Hera – im Originale in Pompeii ein Meisterwerk der Malerei – und Iris; am Boden eine Frau, die über die harte Strafe des Frevelers trauert.)



72. Bemalte Stuckdecke in den Stabianer Thermen in Pompeii.



73. Wand und Decke mit Stuckatur. Aus den Amiciergäbern bei Rom.



74. Mosaikfußboden mit Rankenschmuck und einer mythologischen Szene.
Gefunden in Uthina, jetzt in Tunis, Musée Maoui.



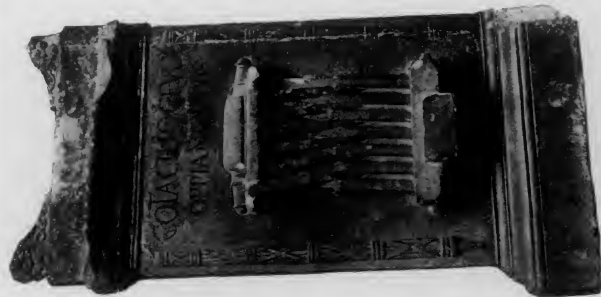
75. Mosaik in der Apsis von Sa. Pudentiana in Rom. Christus zwischen den Aposteln und den Heiligen Pudentiana und Praxedis im Himmelszeichen Jerusalem, darüber Kreuz mit den Evangelienymbolen. Anfang 4. Jahrh. n. Chr.



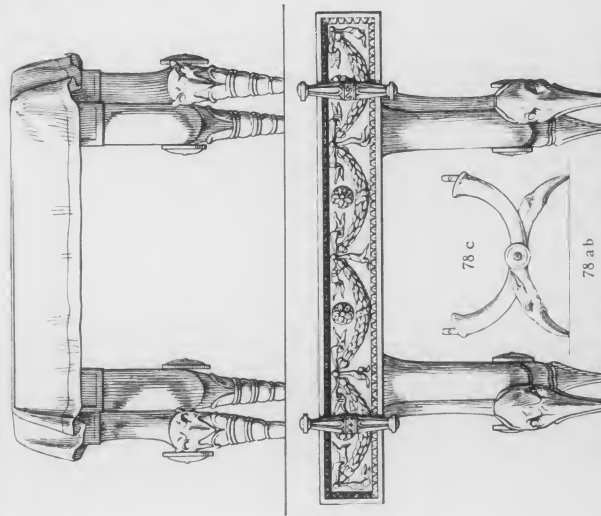
76. Ornamentales Mosaik. Aus dem Hause des Sertius in Timgad, Algerien.



77. Herd und Küchengerät im Hause der Vettier zu Pompeii.



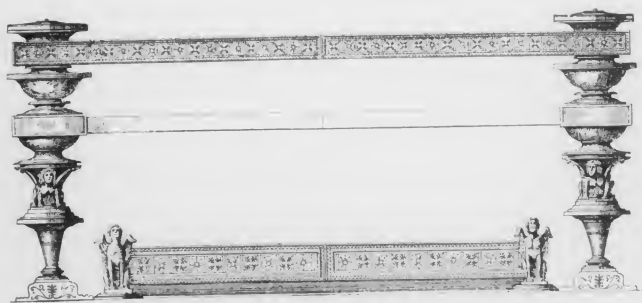
79. Sella curulis castrensis
(im militärischen Lager gebrauchter Amtsstuhl, ein
einfacher Stuhlapparat). Von dem Grabsteine eines
Beamten in Nivignon, Musée Calvet.



78 a b. Zwei sellae curules (Amtsstühle) aus Pompeii,
jetzt in Neapel, Museo Nazionale; die zusammenklappbaren Stühle
der unteren auf Abb. 78 c in Seitenansicht.



80. Hocker. 81. Tisch.
Aus Pompeii. In Neapel, Museo Nazionale.



Scala di 10 Centim
82. Teile einer Bettstelle, falsch als Bisellium (zweistufige Ehrenbank für eine Person) ergänzt. Rom, Konservatorenpalast.



83-85. Gefäße aus Terra sigillata (rotem Ton) mit Reliefverzierung.
London, Brittsch Museum.



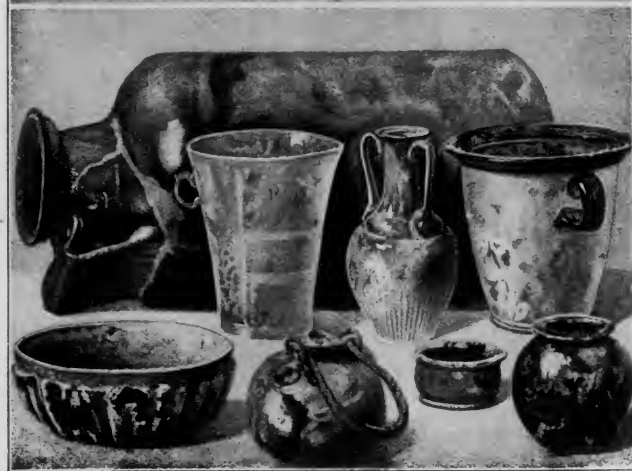
86. Silberne Kanne. Aus Bosco reale. Paris, Louvre.



87. Silberner Becher. Aus Bosco reale. Paris, Louvre.



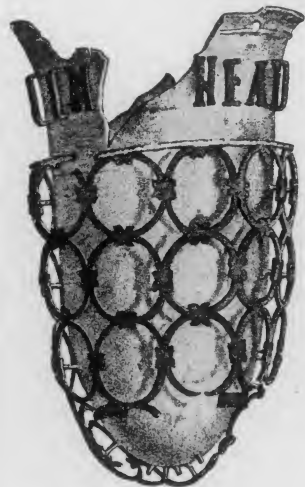
88-92. Silbergerät; oben Kasserol, unten Löffel.
Aus Bosco reale. Paris, Louvre.



93. Geschirr aus farblosem oder einfarbigem Glase.
Aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



94. Schale aus vielfarbigem Glase (vas murrinum).
New-York, Metropolitanmuseum.



95. Netzbecher, bis 1870 in
Straßburg, bei der Eroberung
der Stadt verschwunden.



96. Becher aus farblosem,
geschliffenem Glase, ge-
funden in Bremsnes, Norwegen.

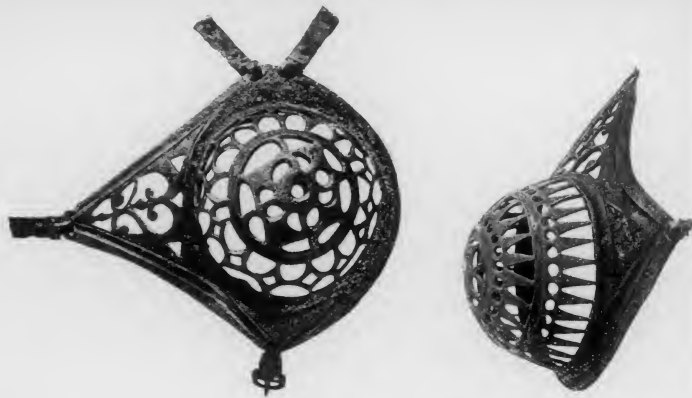
94-96. Glasgeschirr.



97. Lampen, Lampenständer, Gefäß für heißes Wasser (Authepsa, Samovar),
Wage, Tische, Wasserbottich, Heizkörper.
Aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



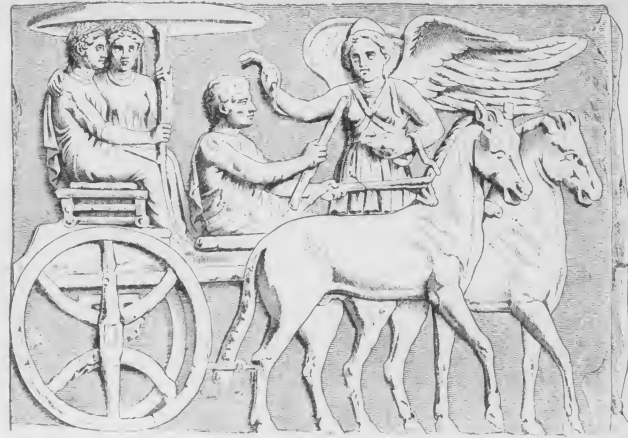
98-99. Prunkkandelaber aus Marmor.
98 vormalig in S. Costanza in Rom; 99 aus der Villa des Kaisers Hadrianus
in Tivoli (Tivoli). Beide jetzt im Vatikan in Rom.



100–101. Augenschuhkörbe für Pferde (?).
 Altertumsmuseum der Stadt Mainz.



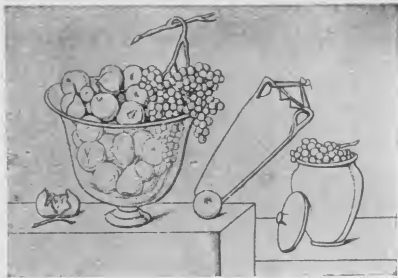
102. Sänfte.
 Rom, Konservatorenpalast.



103. Wagen; die Fahrgäste unter einem Sonnenschirm.
 Etruskisches Relief von einem Sarge aus Marmor; jetzt in Musignano in Italien.
 Der Todesdämon hinter den Pferden geleitet das in dem Sarge befallene und auf dem Wagen
 sitzend dargestellte Ehepaar in das Totenreich.



104. Gäste in einer Kneipe. Bild aus einem Hause in Pompeii.



105-107. Stilleben.
Bilder aus Pompeii und (106)
Herculaneum, jetzt in Neapel,
Museo Nazionale.
Besonders zu beachten auf 105
das Glasgefäß, auf 107 (rechts)
die Serviette.



108. Camillus (Diener bei einem
Opfer) mit Weinkanne, Weinsieb
und großer Serviette über der
linken Schulter. Von einem Relief
in Rom, Reale Museo Nazionale.



108a. Pfeife (zum Rauchen). Im
Museum zu Freiburg, Schweiz.



a

b

c



d



e

g

i

k



f

h

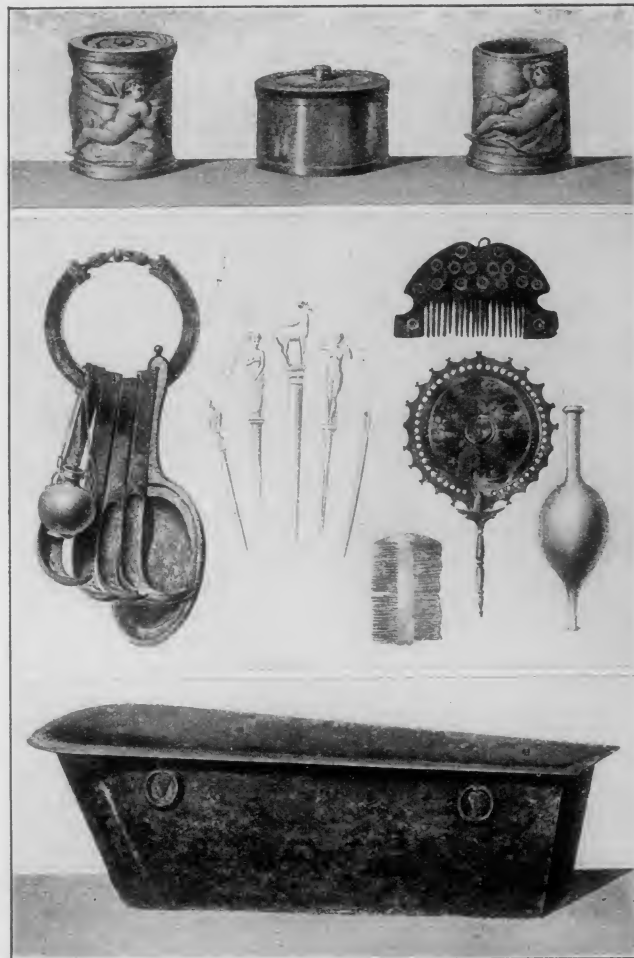
l

m

109. Goldschmuck aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



110. Erhaben geschnittener Stein (Cameo) mit dem Bilde des jugendlichen Augustus. London, British Museum.



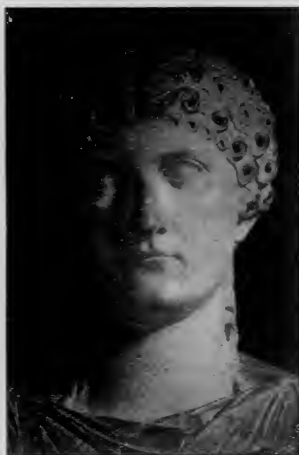
111. Toilettegerät: Schminkbüchsen, Bades- und Turngerät, Nadeln, Kämmе, Spiegel, Parfümfläschchen, Badewanne, Aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



112



113



114

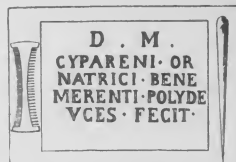


115

112–115. Beispiele von Damenfrisuren, 112 und 114 nach Köpfen in Florenz, Uffizien, 113 und 115 nach Köpfen in Kopenhagen, Glyptothek Ny-Carlsberg.



117



116. Grabstein einer Friseurin.
In Rom, Vatikan.

117. Gläserner Handspiegel.
Gefunden auf dem Gräberfelde an
der Wiener Straße in Laibach.



118. Dame im Korbstuhl, beim Frisieren von vier Mädchen bedient.
Relief im Provinzialmuseum in Triest.



119. Holzlaube mit Gartentriclinium. Wandbild aus einer Taberna an der Nolaner Straße in Pompeii.



120. Festaufzug des Virunenser Jugendbundes. Relief des 2. Jahrhunderts nach Chr. Im Museum des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt.



121. Kinderleben. Relief an einem Kindersarg. Paris, Louvre.



122. Schüler. Mosaik in Capua, Museo Provinciale Campano.



123. Grabstein des überbürdeten D. Sulpicius Maximus, der sich durch gute Leistungen im Griechischen auszeichnete. Rom, Konservatorenpalast.

124. Zeichnung mit Beschriftung („Labyrinth! Hier wohnt der Minotaurus!“), von einem pompejaner Kinde an eine Wand gekritzelt. Pompeii, Haus des M. Lucretius.



N·P·POPIDI·VS·N·F·CELSIN·VS
 A·E·D·E·M·I·S·I·D·I·S·T·E·R·R·A·E·M·O·T·V·C·O·N·L·A·P·S·A·M
 A·F·V·N·D·A·M·E·N·T·O·P·S·R·E·S·T·I·T·V·I·T·H·V·N·C·D·E·C·V·R·I·O·N·E·S·O·B·L·I·B·E·R·A·L·I·T·A·T·E·M
 C·V·M·E·S·S·E·T·A·N·N·O·R·V·M·S·E·X·S·O·R·D·I·N·I·S·V·O·G·R·A·T·I·S·A·D·L·E·G·E·R·V·N·T

125. Beispiel der Lapidaschrift: Bauinschrift des Isthmestempels in Pompeii.

M·H·O·L·C·O·N·I·V·M
 P·R·I·S·C·U·M·I·I·V·I·R·I·D·
 P·O·M·A·R·I·U·N·I·V·E·R·S·I
 C·U·M·H·E·R·E·N·N·I·A·N·I·E·R·O·I

126. Beispiel der Plakatschrift: Wahlaufruf, in Pompeii an eine Wand geschrieben.

Λ·C·C·H·I·T·I·F·X·L·I·C·I·I·T·F·O·R·I·C·E
 D·A·T·I·A·B·E·O·D·E·M·P·R·A·E·F·E·C·T·O
 A·E·G·Y·P·T·I·
 I·N·C·E·N·T·U·R·I·A·L·A·P·P·I·C·O·N·D·I·A·N·O·E·T·M·A·X·I·M·O·C·O·N·S·U·L·I·B·U·S
 V·A·L·E·R·I·U·S·T·E·R·T·I·U·S·E·X·V·I·I·I·K·A·L·E·N·D·A·S
 A·P·R·I·L·E·S
 I·N·C·E·N·T·U·R·I·A·C·A·N·D·I·D·I·T·O·R·Q·U·A·T·O·E·T·L·U·L·I·A·N·O·C·O·N·S·U·L·I·B·U·S
 H·O·R·A·T·I·U·S·H·E·R·E·N·N·I·A·N·U·S·E·X·I·V·I·D·U·S
 N·O·V·E·M·B·R·E·S
 T·R·A·N·S·L·A·T·U·S·E·X·C·O·H·O·R·T·E·F·I·L·I·A·V·I·A·C·I·L·I·C·U·M

127. Beispiele der Schreibschrift. Aus der Stammrolle der 1. Augustischen Prätorischen Reiterkohorte der Lusitaner in Contra-Apollinopolis maior (Edfu) in Oberägypten, vom Jahre 156 nach Chr. Berlin, Staatsmuseen.

125–127. Proben römischer Schrift.



128. Geschnitzter elfenbeinerner Deckel eines Notizbuches.
(Diptychon Quirinianum). Aus später Zeit. In Brescia.

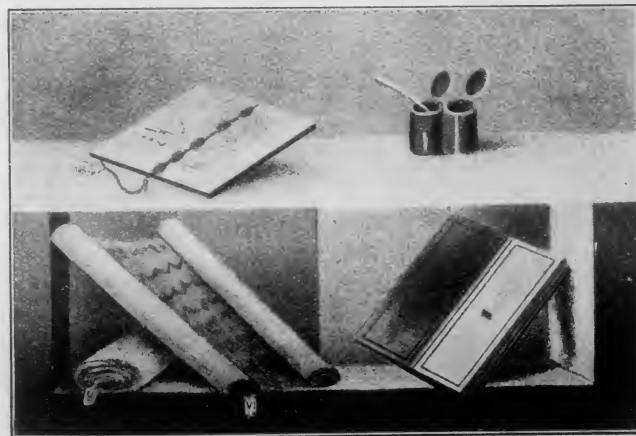


129. Halter für Zeichentride, auf der anderen Seite Reiffeder.
130. Metallfeder mit Halter.

Gefunden in einer Federbüchse in Frechen bei Köln.



131. Geldschrank. Aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



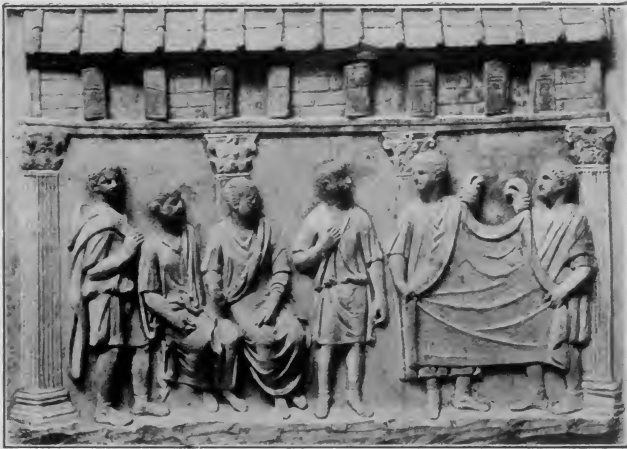
132. Kaufmännische Bücher in Rollen- und Buchform. Doppeltintensaf für rote und schwarze Tinte. Wandbild aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



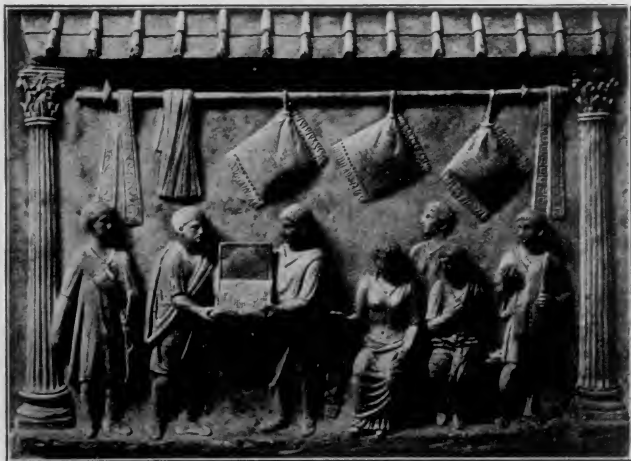
133. Kaufläden mit steinernen Ladentischen am Markt in Tingad (Schamugad), Algerien.



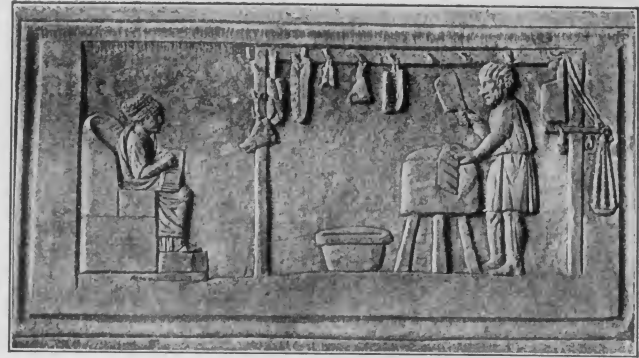
134. Weintransport auf der Mosei. Skulptur vom Grabe eines Mosesweinhändlers, Erzer, Provinzialmuseum. Rekonstruktion von Eivira Gözler.



135. Tuchladen. Relief in Florenz, Uffizien.



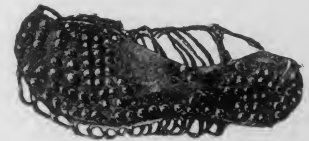
136. Stickerladen. Relief in Florenz, Uffizien.



137. Fleischerladen. Relief in Dresden, Albertinum.



138. Offener Schuh.



139. Benagelung der Sohle.



140. Geschlossener Schuh.



141. Stepperei auf Leder.

138–141. Schuhe. Mainz, Altertumsmuseum.



142. Müßchen (Pulswärmer)
an den Armen einer Marktfräule.
Bild aus Pompeii.

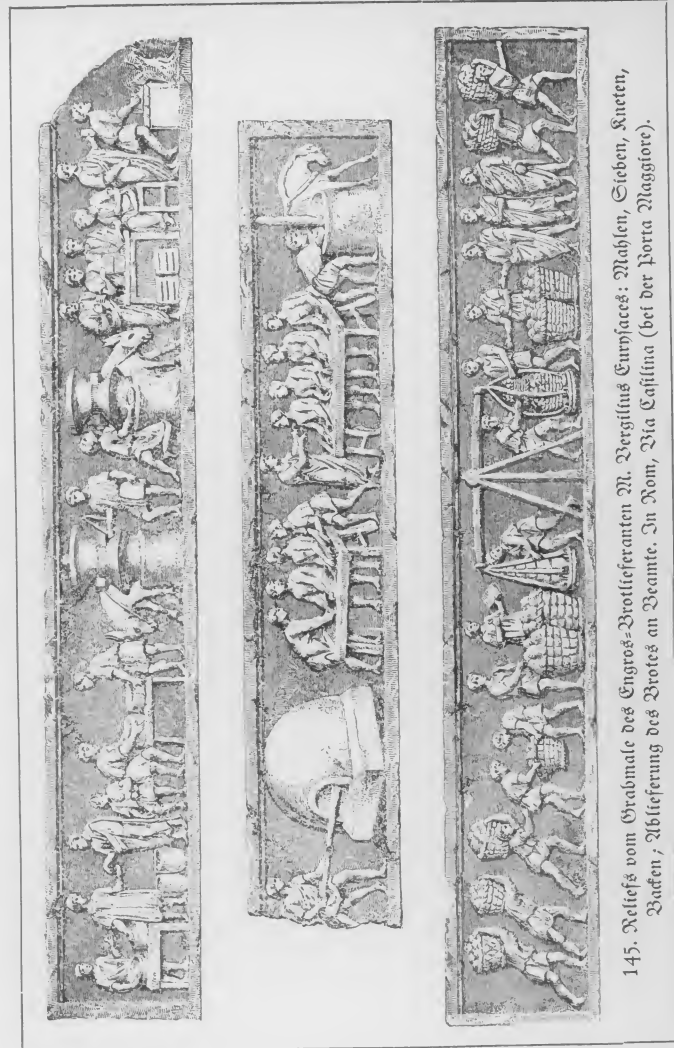


143. Geflügel- und Wildladen. Relief in Rom, Museo Torlonia alla Lungara.



144. Bar (Thermopolium, Punschkeipe).
1912 in der Abbondanzastraße in Pompeii gefunden.

Das Bild ist während der Ausgrabung aufgenommen. Schenkttisch mit eingelassenen Gefäßen; die Weinkrüge stecken z. T. noch im Schutt.

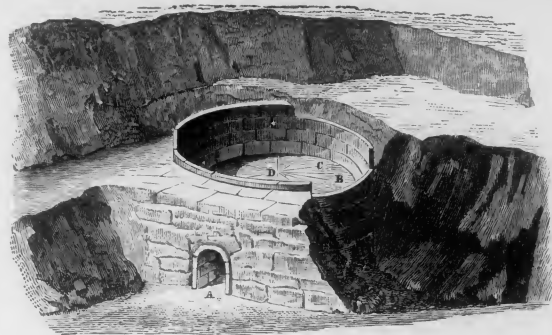


145. Reliefs vom Grabmale des Engros-Brotlieferanten M. Vergilius Farnaces: Mahlen, Sieben, Kneten, Backen; Ablieferung des Brotes an Beamte. In Rom, Via Esquilina (bei der Porta Maggiore).



146. Maurer beim Verputzen (tunicare) einer Wand.
Wandbild aus Pompeii.

[Unser Wort „tünchen“ kommt von tunicare, „der Wand ein Hemd (tunica) anziehen“].



147. Brennofen in Castor, Northamptonshire.

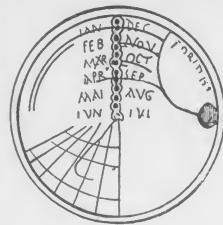
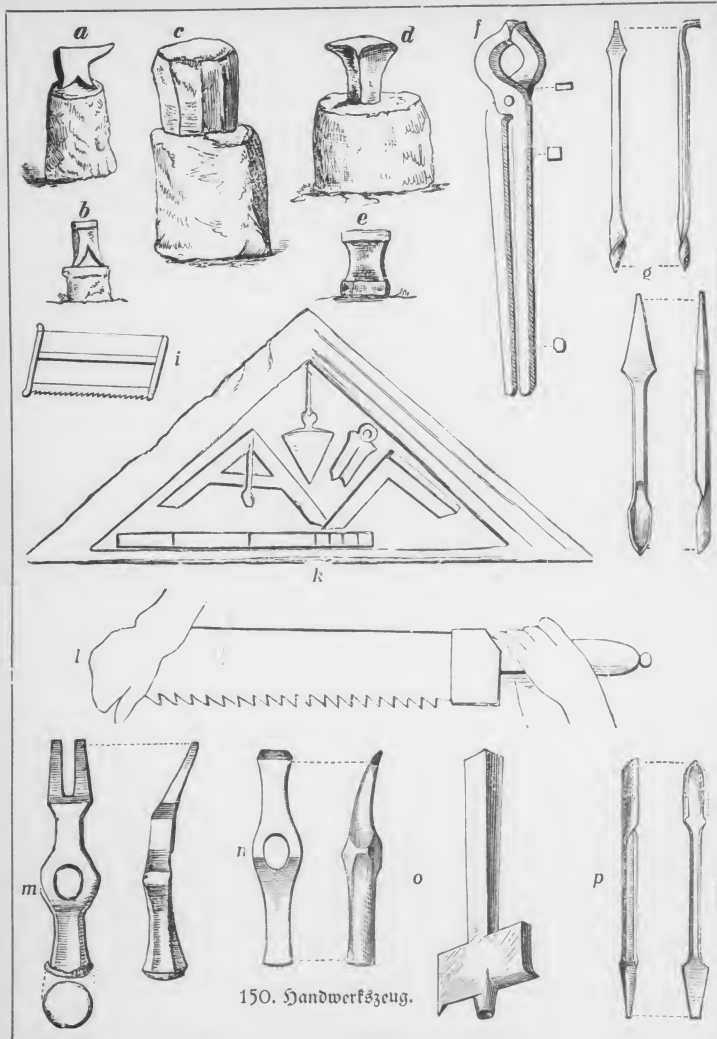


148. Ziegelstein mit Legionstempel (LEG III A/G = legionis III Augustae). Aus den Thermen des Legionärlagers in Lambaesis, Algerien. Leipzig, in Privatbesitz.



149. Rädchen zum
Eindrücken von
Ornamenten.

147-149. Töpferei, Ziegelbrennerei.



151a. Taschenuhr aus Elfenbein. Mainz.
 (Der den Schatten werfende Metallstab wurde je nach dem Monat in eins der in der Mitte befindlichen Löcher gesteckt).



151b. Medizinische Instrumente. Aus Pompeii. Neapel, Museo Nazionale.



152. Aschenurne. Rom, Vatikan.



153. Aschenurne in Hausform. Rom, Vatikan.



154. Grabstein eines römischen Ehepaars. Trier, Provinzialmuseum.



155. Medallions mit Porträtbüsten vom Sarkophag des Antistius Sarculo und der Antistia Plutia. London, British Museum.



156. Sarkophag der späteren Zeit mit mythologischer Szene in Relief. Rom, Vatikan.

Photogr. Bruckmann, München.



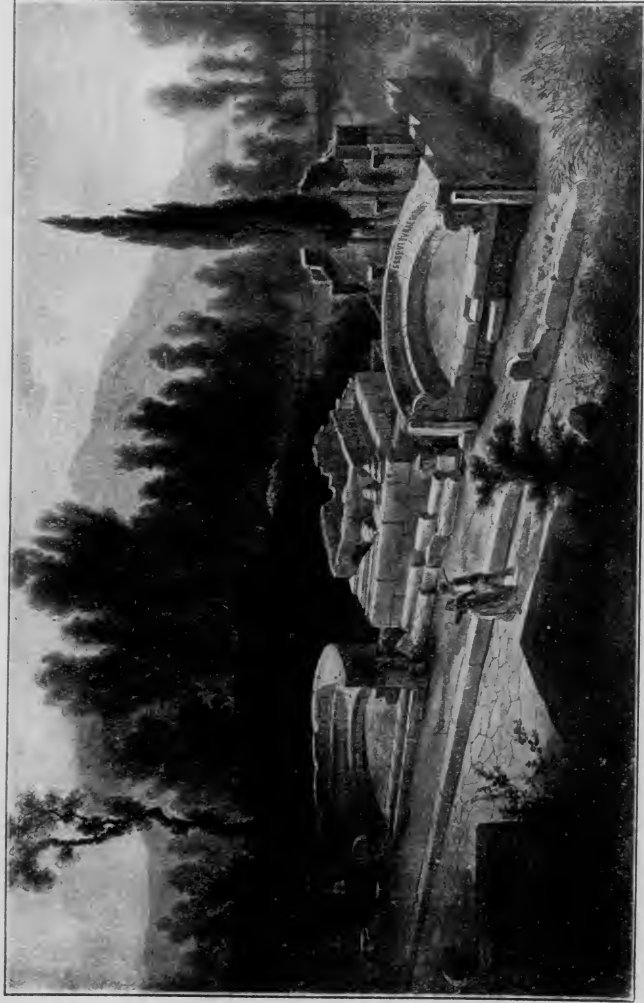
157. Statue eines Römers in Toga. Die Originale der Porträtbüsten, die er hält, sind aus Wachs zu denken (Ahnenbilder). Rom, Palazzo Barberini.

94



158. Grabpyramide des Flavius Maximus,
Kommandeurs der legio III Augusta, in Lambaesis, Algerien.

95



159. Monumentale Grabanlagen an einer Landstraße: Grabstraße vor Pompeii.

Romane und Erzählungen

Novellen und Legenden aus verflungenen Zeiten. Von TH. BIRT 2. Auflage. 6 Tausend *

„Ein zarter Reiz jenes lyrisch gestimmten Geistes strömt aus den einzelnen Motiven. Die Geschichten sind in ihrer schlichten und doch klassischen Schönheit voller eigentümlicher Werte.“ Die Post

Von Haß und Liebe. Fünf Erzählungen aus verflungenen Zeiten. Von TH. BIRT *

„Eine köstliche Probe dichterischer Gestaltungskraft. Die Sprache ist wohl abgefeilt, voll seiner Poesie, die Träger der Handlung echte Menschen, mitten in den wirbelnden Kreis eines buntfarbigem Lebens gestellt.“ Der Sammler

Die Welt um Rembrandt. Ein geschichtlicher Roman aus dem großen Jahrhundert der Niederlande. Von WALTER M. DAMMANN *

„Die Sprache ist der Umwelt so auf den Leib geschnitten, daß man fühlt, so und nicht anders mußte das Buch geschrieben werden. Es ist ein wundervolles Buch, das sich hoffentlich den ihm gebührenden Platz in der Literatur erringen wird.“ Literarisches Zentralblatt

Annenhof. Roman. Von Pastor HANS DITTMER *

Ein Roman von der friesischen Nordküste, mit Gestalten, wie sie nur die große Landschaft gebiert. Ein Buch voller Leidenschaften und Ansprüche des stahlharten Willens, der in jenen Menschen vom Meere lobert. Ein starker Lebenswille spricht aus jeder Seite der Dichtung.

Die Boberbahn. Eine Dorfgeschichte aus dem Hirschberger Tal. Von KURT FELSCHER *

„Ins Hirschberger Tal, in jenen vom Riesen- und Boberlahbachgebirge umschlossenen lieblichen Kessel, verlegt uns der schlesische Dichter. Jeder, der Freude an echter Heimatkunst hat, wird an dem Buche reine Freude erleben.“ Niederschlesische Zeitung

KARL GJELLERUP *

Der goldene Zweig. Dichtung und Novellentanz aus der Zeit des Kaisers Tibertus. 17. bis 19. Tausend *

„Es ist eine tiefe, musikalische Dichtung, ein Siegesgesang auf den Zusammenbruch des morghen Römerreichs und die aufsteigende Morgenröte des Germanentums.“ Weltagen & Klafings Monatshefte

Antigonos. Ein Roman aus dem zweiten Jahrhundert. 4. bis 6. Tausend
Orient, Griechenland, Rom sind die Erlebnisstätten der Dichtung. Mit ihrem Geiste muß sich Antigonos auseinandersetzen, bis ihn innere Notwendigkeit dem Christentum zuführt.

Die Sirtin und der Hinkende. Ein artabisches Idyll. 7. Tausend
„Gjellerup hat eine Novelle geschrieben, wie sie nur Mozart in der Musik ausdrücken konnte. Die liebliche Grazie, Schmelzer, Liebestorheit, Trümmer und Lust hat er zu einem Ganzen zusammengerafft.“ Broyviden

Die Gottesfreundin. Roman. 10. bis 12. Tausend *

„Wie die Herrin der Burg Langenstein den Führer der ‚Reher‘ schickt und wie der zelotische Bischof Eitmar vom Saulus zum Paulus wird und mit der Burg herrin als sieghafter Befehlshaber in den Tod geht, das wird uns in hochdramatischer, von dichterischem Schwung befeilter Darstellung berichtet.“ Westlicher Morgenzeitung

Die Weltwanderer. Romandichtung. 14. bis 18. Tausend *

„Die Weltwanderer, eine der buddhistischen Bilder des Dichters Wiesel, ein Epos aus Indien, gehören zu dem uns sterblichen Gjellerup. Literarisches Echo

VERLAG VON QUELLE & MEYER IN LEIPZIG

KARL GJELLERUP *

Reif für das Leben. Roman in fünf Büchern. 8. bis 11. Tausend
 „Künstlerisch ein Meisterwerk und geistig ein Duell reifer Gedanken, wird dieser Roman allen denen ein Erlebnis sein.“ Berliner Morgenzeitung

Das heiligste Tier. Ein elphisches Fabelbuch. 6. bis 8. Tausend *
 „Es ist des Dichters schönstes Werk. Ein Füllhorn schüttet er aus. Es ist ein Jubel und Dank in mir, so von einer kulturgeschichtlichen Bedeutsamkeit zur anderen geleitet zu werden, aus der Antike in die Neuzeit, vom Orient ins Abendland.“ Tägliche Rundschau

Seit ich zuerst sie sah. 9. bis 12. Tausend *
 „Dieses schöne Idyll mit seinem tragischen Ausgang ist eins der wundervollsten Werke Gjellerups. Ein ganzer Liebesfrühling ist hier in die Stimmungsbilder aus Dresden und aus der sächsischen Schweiz hineingezaubert.“ Aarhus Stiftstidende

Die Hügelwähe. Roman in fünf Büchern. 6. bis 8. Tausend *
 „In streng dramatischem Aufbau steigt die Handlung empor. Jede Gestalt atmet Wirklichkeit. Eine drückende Schwüle liegt über der Erzählung der ersten vier Bücher. Und die Sühne im fünften Buche ist so grauig erhaben, daß kein Abflauen der Handlung spürbar wird.“ Wartburg

An der Grenze. Roman. 6. bis 10. Tausend *
 „Dies ist eine wunderhübsche kleine Geschichte. Hier hat der Dichter die lässige Heimat eingefangen; die kleine Stadt, mit aller Enge und Verhöhnung, die Leute „an der Grenze“, die nicht den Mut haben, hinauszufliehen auf weite Meere.“ Literarische Rundschau

Madonna della laguna. Eine venetianische Künstlergeschichte. 3. Tausend
 „Eine von heinem Vitem durchpulste, von südllicher Leichtblütigkeit getragene Künstlergeschichte aus Altvenedig.“ Germania

AUGUST HINRICHS *

Das Licht der Heimat. Roman. 11. bis 15. Tausend *
 „So wie der Verfasser, norddeutsch, fernhaft, ohne Schmutz und ohne Phrase, ist auch sein Buch, schlicht und echt, stark und froh. Hinrichs gehört in die Reihe der Heimatschriftsteller großen Stils.“ Wefer-Zeitung

Der Wanderer ohne Weg. Roman. 6. bis 10. Tausend *
 „Ein einzigartiges Buch. Es ist erfüllt von tiefer Leidenschaft und doch sonnigem Humor. Der ganze Zauber des Vagantentums funktelt darin in tausend Lichtern.“

Der Volkenschulze. Von MAX JUNGnickEL. In alter Fraktur *
 „Wie Jesus im Frühlingsprangen unter dem Jubel der Bewohner ins einsame Thüringer Dörfchen seiner Einzug hält, wie er mit den Bauern spricht und hungernde Hände stillt, um dann in der Christnacht von allen verlassen hinauszugehen zu müssen, ist von schlichter Tragik und tief ergreifend.“ Der Beobachter

Das Glück in der Sackgasse. Roman. Von HERMANN KURZ. 6. bis 10. Tausend *
 „Der Zauber geruhfamer Stunden und die würdevolle Anmut und Behaglichkeit eines seligen, altdäterlichen Kleinstadtlebens heimeln uns hinter bunten Zugscheiben und lavendelblütigen Gardinen an.“ Der Tag

Der Platz an der Sonne. Ein Roman aus Kurbrandenburgs See- und Kolonialgeschichte. Von GEORG LEHFELS *
 „In einem Roman aus der Zeit des großen Aufstiegs wird ein interessantes Bild der Wirklichkeit entrollt. Der temperamentvolle Erzähler weiß bis zum Schluß zu spannen.“ Der Tag

Die große Woge. Ein Hamburger Roman aus der Franzosenzeit. Von GEORG LEHFELS *
 „Der fesselnde Roman spielt in Hamburg, er schildert das Schicksal einer Großkaufmannsfamilie. In der Herausarbeitung der Typen und ihres Milieus zeigt der Dichter eine sichere, scharf zeichnende Hand.“ Zeitschr. für Bücherfreunde



1010692550

Wanderer und Gefährte und andere Novellen.**RICH SARNETZKI**

„Seit dies Buch, wir haben da einen Dichter, der uns von dem Vergänglichen unserer kummervollen Tage schafft.“ Walter v. Molo Schlesische Zeitung

Die Pfeifer von Altensande. Roman. Von DETTMER HEINRICH SARNETZKI *
 „Über dem Bauerngeschlecht der Pfeifer ruht ein seltenes Geschick. Stets treibt es den zweiten Sohn, oft auch die Tochter in die Welt, an der sie zerbricht. Ein solches Doppelschicksal läßt uns der Dichter in seinem Romane erleben.“

WILHELM SCHARRELMANN *

Jesus der Jüngling Roman 6.—10. Tausend. *
 „Er hat eine Dichtung geschaffen, die in einjamer Größe in der zeitgenössischen Literatur das Beste. Ein unsagbarer Duft liegt über dem ganzen Werke, das an die schlichte Einfachheit der Evangelien erinnert.“ Literarisches Zentralblatt

Die erste Gemeinde. Eine Legendenichtung aus der Geschichte des Christentums. *
 Diese Dichtung voll Wahrheit, Schönheit und feistlicher Kraft wird allen Störung und Erhebung bringen, die aus dem Materialismus unserer Tage zu einer religiösen oder doch verinnerlichteten Weltanschauung drängen.

Täler der Jugend. Roman. 5. Tausend *
 „Mit der Schlichtheit des Märchens wird hier erzählt, wie aus dem traumhaften Wirken der Kindheit ein anderer Mensch zur Klarheit erwacht.“ Rheinisch-Westfälische Zeitung

Selige Armut. Roman. 4 Tausend *

„Die Idee dieses Buches von der seligen Armut möchte man als tröstenden Stern über alle aufgehen sehen, deren Blick von den Bitternissen der Entbehrungen unserer Zeit zu Boden gezogen wird.“ Wefer-Zeitung

Niddl Hundertmark. Geschichte einer Kindheit. 4. Auflage. *
 „Ein herzhafter und gesunder Geist weht durch dieses Buch, und ein aufrechter Mann steht dahinter. Man kann sich an dieser Geschichte einer Kindheit erfrischen.“ Velhagen und Klasing's Monatshefte

Das neue Geschlecht. Roman. Von JOHAN SEJOLDBORG *
 „Sejoldborg hat in seinem Neuen Geschlecht ein Werk geschaffen voll Glauben, Feitervreit und Zukunftshoffnung. Es ist ein Bau roman, den man geradezu ein soziales Bauernidyll nennen kann. Chemnitzer Tageblatt

Schwarze Strahlen. Ein metaphysischer Roman. Von ARMIN STEINART *
 „Dieses neue Werk Armin Steinarts ist, wie die früheren, durchpulst von einer mit Inbrunst auf das Viebelal erhobenen, mit Erregung vorgetragenen Nächsten- und Menschenliebe. Ein ernstes, allerdings nicht für Nachjunge bestimmtes Werk.“ Allgemeine Zeitung

GUSTAV SCHRÖDER *

Die Leute aus dem Dreifalt. Roman. 6. bis 8. Tausend *
 „Ein ernstes Lied vom Inneren Werden des Menschen. Vom Suchen nach Gott und vom Gelfinden in einer alles umfassenden Liebe. Ein Buch vom wahren Menschentum. Krieg und Revolution haben in vielen Herzen Wertvolles verschüttet.“ Leipziger Neueste Nachrichten

Der Schulze von Wolfenhagen. Roman. 6. bis 13. Tausend *
 „Der Thüringer Dichter schrieb ein Volksbuch, ein Buch in den einfachsten Sätzen und mit den schlichtesten, desto erschütternden Worten.“ Allgemeine Zeitung

Die Bauern von Siedel. Roman. *
 „Das Buch der Zeit. Nichts Geringeres als: Schuld am deutschen Bauerntum und Schuld des deutschen Bauernturns. Lebensfragen unseres Volkes. Künstlerisch das stärkste der bisherigen Bücher Schröders, mutig, groß, deutsch.“

Kataloge unentgeltlich und postfrei!

